

Von ihrem Eigenthum retteten sie nur Geringes, dennoch waren sie glücklich; hatte unser himmlischer Vater sie doch sämmtlich erhalten und ihnen ihre gesunden Glieder gelassen, mit deren Hilfe sie sich irdische Güter wieder erwerben konnten.

Friedrich Rothbart.

Von
Wilhelm Buchner.

Nachdem im Jahre 1125 mit Heinrich V. Tode das Haus der deutschen Könige fränkischen Stammes zu Ende gegangen war, stand das deutsche Volk wiederum vor der wichtigen Frage, wer nunmehr zum König zu wählen sei; diese Frage war um so bedeutsamer, weil in dieser ersten Hälfte des Mittelalters mit der Wahl des Fürsten zugleich das Geschlecht bezeichnet war, welches vielleicht für Jahrhunderte den deutschen Königsthron inne haben sollte.

Durch verwandtschaftliche Bande stand dem erloschenen fränkischen Herrscherhause zunächst das hohenstaufische Geschlecht. Friedrich von Büren, nach seiner an der schwäbischen Alb gelegenen Stammburg auch Friedrich von Hohenstaufen genannt, hatte dem vielgeprüften Kaiser Heinrich IV. in schweren Kämpfen treulich zur Seite gestanden und zum Danke dafür nebst dem Herzogthum Schwaben des Kaisers einzige Tochter Agnes erhalten. Zwei Söhne entsprossen dieser Ehe, beide eifrige Kampfgenossen ihres Oheims, des Kaisers Heinrich V. Der älteste derselben, Friedrich, folgte dem Vater in der schwäbischen Herzogswürde; dem jüngeren, Konrad, übertrug Kaiser Heinrich das Herzogthum Franken. So durfte das edle Geschlecht der Hohenstaufen oder Waiblinger, wie sie sich auch nach einem ihnen angehörigen schwäbischen Städtlein nannten, im Besitz von zwei großen Herzogthümern des Reiches, dem erloschenen fränkischen Hause zunächst verwandt, sich wohl der Hoffnung erfreuen, nach Kaiser Heinrichs Tode in den Besitz der königlichen Würde zu gelangen.

Aber die deutschen Fürsten fürchteten die rasch emporgewachsene Macht des staufischen Hauses; die geistlichen Fürsten zumal besorgten, dasselbe werde den von den Franken ererbten Kampf gegen die Herrscheransprüche des Papstes wieder aufnehmen; so geschah es, daß 1125 nicht einer der beiden staufischen Brüder, sondern Herzog Lothar von Sachsen aus dem

Hause Supplinburg, bisher der mächtigste Widersacher des verstorbenen Kaisers, zum König erwählt ward. Er erkaufte sich die deutsche Krone durch Verleihung großer Rechte an die hohe Geistlichkeit, die römische Kaiserkrone durch Unterwürfigkeit unter des Papstes Gebot. Um sich zu stärken, machte Lothar Herzog Heinrich den Stolzen von Baiern, aus dem Hause Welf, zu seinem Schwiegersohn und verließ ihm später bei seinem Ableben noch das Herzogthum Sachsen. Nach langjährigem Kampfe überwunden, unterwarfen sich die hohenstaufischen Brüder und Kaiser Lothar bestätigte sie in ihren Rechten und Gütern.

Als nun Lothar, von einer Heerfahrt nach Rom heimkehrend, 1137 unerwartet und ohne einen Sohn zu hinterlassen starb, brach der Zwispalt aufs Neue aus. Herzog Heinrich der Stolze von Baiern und Sachsen, als des Hingeshiedenen Schwiegersohn, glaubte der königlichen Würde schon sicher zu sein; aber sein hochfahrendes Wesen, seine gewaltige Macht hatten ihm die hohe Abneigung der deutschen Fürsten gewonnen. Dieselben wählten nunmehr den jüngeren der beiden staufischen Brüder, Konrad von Franken, zum Könige; Herzog Heinrich verweigerte die Huldigung, ward geächtet und verlor seine beiden Herzogthümer. Sachsen erhielt Markgraf Albrecht der Bär von Brandenburg aus dem Hause Anhalt, Baiern Markgraf Leopold von Oesterreich und nach dessen baldigem Tode sein Bruder Heinrich mit dem Beinamen Jasomirgott. Heinrich der Stolze starb inmitten des Kampfes um seine zusammenbrechende Macht 1139; er hinterließ einen zehnjährigen Sohn Heinrich, nachmals der Löwe genannt. Konrad III. legte erst im Jahre 1142 den erbitterten Streit mit den Welfen einigermaßen bei, indem er Heinrich dem Löwen das Herzogthum Sachsen zurückgab und Albrecht den Bären anderweit entschädigte. Darnach trat Konrad III. 1147 einen Kreuzzug an; derselbe fiel äußerst unglücklich aus; krank kehrte der König zurück und fand Deutschland voll Brand und Mord; Herzog Heinrich von Sachsen hatte Konrads Abwesenheit zu einem erneuten Versuche benutzt, Baiern wieder für sich zu gewinnen. Der Kampf zwischen Welfen und Waiblingern tobte abermals; gebrochenen Muthes starb König Konrad III. Eingang 1152 zu Bamberg. Im Hinblick auf das zerrüttete Reich wagte er es nicht, den Fürsten seinen achtjährigen Sohn Friedrich zur Nachfolge zu empfehlen, sondern schlug seinen kräftigeren Brudersohn vor, Herzog Friedrich III. von Schwaben.

Friedrich der große Hohenstaufe, in der Weltgeschichte der Rothbart oder Barbarossa genannt, war der Sohn Herzog Friedrichs II. von

Schwaben und geboren im Jahre 1122. Seine Mutter Judith war eine Welfin, Herzog Heinrichs des Stolzen Schwester, er selbst daher des jungen Sachsenherzogs Heinrichs des Löwen Vetter. Von Friedrichs Erziehung und Jugendleben wissen wir nichts. Als er in der Blüthe seiner Jahre den deutschen Thron bestieg, erscheint er uns nach den Schilderungen der Zeitgenossen als ein Bild frischester Vollkraft und an Geist und Leib als ein ganzer Mann. Friedrich war von Mittelgröße, ebenmäßig und gut gebaut; sein Gang und seine Bewegungen waren frisch und schnell, sein Blick klar und lebhaft, seine Stimme hell und laut. Als echter Deutscher erschien Friedrich mit seiner frischen, weiß und rothen Gesichtsfarbe und dem blonden, ins Röthliche spielenden Haar, das in krausen Locken das Haupt und als voller Bart das Kinn umgab. Zwischen den feingeschnittenen Lippen, zu denen die zierlichen Hände pasten, glänzten weiße Zähne und gaben dem Antlitz einen frischen und heiteren Ausdruck, so daß beinahe stets ein Lächeln darauf zu liegen schien. Und dieser äußeren Erscheinung entsprach der frische und muthvoll männliche Geist Friedrichs; seines Scharfsinnes und seiner raschen Entschlossenheit wegen wurde er ebenso gerühmt, wie seiner Leutseligkeit und Freigebigkeit wegen. Eine edle Lust an großen Dingen und ein löbliches Streben nach Ruhm erfüllten ihn und wurden ihm die Triebfeder zu großen Thaten. Aber ebenso kannte man an ihm unerbittliche Strenge und eine eiserne, sich oft zur Grausamkeit verirrende Härte gegen Alle, die seinen Forderungen Widerstand zu leisten wagten. Im Guten wie im Bösen wurde Friedrich unterstützt durch ein treffliches Gedächtniß, das ihn kaum jemals im Stiche ließ. Auch der Rede war er wohl mächtig; in seiner Muttersprache konnte er sogar heredit werden, während er des Lateinischen, der Amts- und Geschäftssprache seiner Zeit, nur soweit mächtig war, daß er es ziemlich sicher verstand.

Frühzeitig wehrhaft gemacht, folgte Friedrich seinem Oheim König Konrad auf den Wanderzügen durch das Reich, trat ihm dann in dem schweren Kampfe gegen die mit den Welfen verbündeten Jähringer stark und siegreich zur Seite, ward 1147 nach des Vaters Tod zum Herzog von Schwaben erhoben, folgte alsbald darnach seinem Oheim in den verhängnißvollen Kreuzzug. Bei der Belagerung von Damascus zeichnete sich der junge Schwabenherzog glänzend aus, aber das Schicksal konnte er nicht wenden. Dreißig Jahre alt, in der Blüthe der männlichen Kraft, übernahm er von dem sterbenden Oheim die Reichskleinode, das Zeichen der

Herrschaft. Am 5. März 1152 fand zu Frankfurt die Wahl durch die deutschen Fürsten statt und zwar ohne Widerspruch, denn Friedrich, durch seine Mutter dem Welfenhaufe nahe verwandt, hatte, obwohl selbst ein Waiblinger, den Oheim nach Kräften mit den Welfen zu versöhnen gesucht; so wohnte auch Heinrich der Löwe mit seinem streitbaren Oheim Welf VI. der Wahl und am 9. März in der Aachener Münsterkirche der Königskrönung Friedrichs bei.

Friedrich Rothbart fand eine gewaltig schwere Aufgabe vor; im Innern des Reiches herrschte Zwietracht, das königliche Ansehen lag darnieder, der Streit zwischen Welfen und Waiblingern konnte jeden Augenblick auf's Neue entbrennen; die überwältigende Machtstellung des deutschen Königs über die Nachbarländer Polen, Ungarn, Burgund, Italien, sie war im Drange inneren Kampfes fast völlig verloren gegangen. So ging Friedrichs nächstes Bestreben dahin, auf seinen Wanderzügen durchs Reich als oberster Schiedsrichter den inneren Frieden wiederherzustellen und die königliche Macht im alten Glanze aufzurichten. Da er Frühling 1153 zu Constanz Hof hielt, erschienen vor ihm zwei Bürger der oberitalischen Stadt Lodi mit lauter Beklage, daß ihre Stadt durch das übermächtige Mailand zerstört, die Einwohner in mehrere offene Dorfschaften zerstreut worden seien; sie baten, der König möge durch sein mächtiges Wort den Gewaltthaten der Mailänder Einhalt thun. Friedrich sandte alsbald ein Schreiben ab, welches die Rechte von Lodi unter des Königs Schutz stellte; die Mailänder aber, welche seit geraumer Zeit nicht die starke Faust eines deutschen Königs gespürt hatten, trogten auf ihre volkreiche Stadt und ihre festen Mauern; Friedrichs Schreiben ward zerrissen und mit Füßen getreten; nur durch eilige Flucht konnte des Königs Bote sein Leben retten. Schon um diesen stets wachsenden italischen Wirren ein Ende zu machen und für einen Römerzug freie Hand zu gewinnen, mußte Friedrich die deutschen Händel endlich schlichten; auf einem Reichstage zu Goslar, Sommer 1154, gab er das Herzogthum Baiern wieder an Heinrich den Löwen zurück und stellte so die Eintracht zwischen Welfen und Staufsen wieder her. Allerdings gab Heinrich Jasomirgott das schöne Herzogthum nicht alsbald heraus, sondern erst nach mehrjährigen weiteren Verhandlungen und gegen glänzende Entschädigung.

Im Herbst 1154 brach Friedrich mit einem Reichsheere nach Italien auf, die alte Völkerstraße über den Brenner verfolgend, das Inn- und Etschthal entlang; auf den roncalischen Feldern, so genannt nach dem

Dorfe Roncaglia bei Piacenza auf dem rechten Po-Ufer, hielt er Heerschan und entbot die Städte Oberitaliens zur Huldigung. Hier vernahm er neue Klagen über den Uebermuth der Mailänder, welche ihre Nachbarstädte Vodi, Como u. a. unterworfen hatten, das kaisertreue Pavia schwer befeindeten. Das gewaltige Mailand selbst vermochte Friedrich mit seiner unzureichenden Heeresmacht nicht anzugreifen; aber durch Oberitalien einher ziehend, eroberte und zerstörte er mehrere mit Mailand verbündete kleinere Städte, wie Chieri und Asti, nach langer harter Belagerung das feste Tortona. Im April 1155 empfing er zu Pavia die eiserne Krone der lombardischen Könige; im Sommer brach er auf zum Zuge nach Rom, daselbst die Kaiserkrönung vom Papste zu erlangen.

Auf dem päpstlichen Stuhle saß damals Hadrian IV. und zwar in keineswegs angenehmer Stimmung. Von Süden her überzog ihn der streitbare Normannenkönig Wilhelm I. mit Krieg, von Norden nahte der deutsche König, um die alte Oberherrlichkeit über Rom wieder festzustellen. Und dazu war im Inneren der heiligen Stadt selbst gewaltiger Hader. Arnold von Brescia nämlich, ein ebenso gelehrter wie muthvoller Geistlicher, war mit der kezerischen Lehre aufgetreten, die Geistlichkeit müsse dem weltlichen Besitz entsagen und zu der freiwilligen Armuth zurückkehren, welche der Heiland gepredigt und geübt; natürlich war damit auch die weltliche Gewalt des Oberhauptes der Kirche in Frage gestellt. Voll leidenschaftlichen Eifers, mit glühender hinreißender Beredsamkeit verkündete Arnold seine Lehre in Italien und Frankreich, überall verfolgt von dem ingrimmigen Haß der in ihrem weltlichen Besitze bedrohten Priesterschaft. 1143 brach in Rom selbst eine Empörung des Volkes gegen die Willkürherrschaft aus, welche Papst und Adel gemeinsam führten; die römische Bürgergemeinde setzte sich einen Senat, erklärte den Papst seiner weltlichen Gewalt verlustig; Arnold von Brescia kam aus seiner Verbannung nach Rom und suchte den Glanz der alten Republik zu erneuern. Hadrian IV. belegte den kühnen Mann mit dem Kirchenbann, die heilige Stadt mit dem päpstlichen Fluch. Da beugte sich das Volk und unterwarf sich; Arnold, aus der Stadt vertrieben, fand bei dem Adel der Nachbarschaft eine Zuflucht. In diesem Augenblicke nahte Friedrich Rothbart. Wird er die römische Bürgerschaft im Kampfe gegen die päpstliche Gewalt unterstützen, die auch ihm drohend gegenübersteht, ihm ein zweifelhafter Freund, ein gefährlicher Feind ist? — Am 9. Juni 1155 erschien Papst Hadrian im königlichen Lager bei Sutri; er hielt vor Friedrichs Zelt und erwartete,

daß der deutsche König ihm als dem Oberhaupte der Reiche nach altem Brauch den Bügel beim Absteigen halten werde. Friedrich aber that es nicht; Hadrian stieg endlich ohne diese Hilfe ab und nahm in einem Sessel Platz. Zwar ließ es Friedrich an Beweisen der Ehrfurcht keineswegs fehlen; er beugte vor dem Papste die Knie, küßte ihm die Füße; da er aber nunmehr den Friedensfuß begehrte, weigerte sich dessen der Papst, solange Friedrich ihm nicht die altgewohnte Hulldigung des Bügelhaltens erwiesen habe. Friedrich leugnete dazu verpflichtet zu sein; doch erklärte er sich endlich dazu bereit, nachdem die zur Berathung versammelten geistlichen und weltlichen hohen Würdenträger die Erklärung abgegeben, daß das Halten des Bügels eine Ehre sei, welche den Päpsten durch die zur Krönung kommenden Könige von altersher erwiesen worden sei. Als darnach etliche Tage später Hadrian abermals dem königlichen Lager nahte, ritt ihm Friedrich entgegen, stieg selbst vom Roß, geleitete den Papst vor sein Zelt und hielt ihm beim Absteigen den Bügel; darauf erhielt er den früher verweigerten Kuß des Friedens. Die schwer bedrohte Eintracht war wiederhergestellt und gemeinsam zogen Friedrich und Hadrian gen Rom.

Aber auch die Römer bemühten sich, den deutschen König für sich zu gewinnen. Als Friedrich der Stadt nahte, erschien eine Gesandtschaft und bot ihm mit hohen Worten im Namen des römischen Volkes die Kaiserkrone an; dagegen verlangten sie Aufrechthaltung aller ihrer Vorrechte, den kaiserlichen Schutz und die Zahlung von 5000 Mark. Friedrich wies die Gesandten mit kräftigen Worten zurück; den Römern habe er nichts zu verdanken, noch sei er gewillt, einem so entarteten und verkommenen Gemeinwesen Zugeständnisse zu machen; sein Recht auf die Kaiserkrone beruhe nicht auf ihrem guten Willen, sondern auf der Geschichte von Jahrhunderten. Mit diesem Bescheid zogen die Römer nicht in der besten Stimmung ab.

Bei seiner geringen Streitmacht durfte es Friedrich nicht auf einen offenen Kampf gegen die gewaltige Stadt ankommen lassen; so besetzte er unmittelbar nach der Ankunft vor Rom den auf dem rechten Tiberufer gelegenen Stadttheil, in welchem die Peterskirche liegt; er selbst zog am 18. Juni mit seiner Hauptmacht ein, zugleich zur Feier und zum Kampfe gerüstet. Mit festlichem Gepränge empfing Friedrich von des Papstes Hand die Kaiserkrone; alsbald darnach kehrte er in sein Kriegslager zurück. Derweil aber vernahmen die Römer, daß die Krönung bereits vollzogen

sei und zwar ohne ihr Zuthun; in wirrem Getümmel stürmen sie über die Tiberbrücke, welche die Deutschen, von Hitze und Müdigkeit bedrückt, nicht mehr besetzt hielten, und strömen nach dem unfern der Mauer gelegenen Lager der Deutschen. Besorgt um die Sicherheit des im nahen Vatican weilenden Papstes, heißt Friedrich die Seinen zu den Waffen greifen und der Kampf bricht los; Heinrich der Löwe dringt durch eine Mauerlücke in die Stadt und schneidet die Römer von der Brücke ab. Wüthend hauen die Deutschen drein; den Römern bleibt nur die Wahl zwischen dem Tod durchs Schwert oder dem Sprung in den Fluß. Viele ertrinken, 800 liegen todt oder verwundet auf dem Kampfplatz. Des Kaisers Krönungsfest hatte ein blutiges Nachspiel erhalten; um eines planlosen Auslaufes willen war Friedrich den Römern schwer verfeindet; und dieser Zorn ward noch durch Arnolds von Brescia klägliches Tod gesteigert. Friedrich hatte die Auslieferung desselben erlangt und ihn dem Papst überantwortet; ohne den Urtheilsspruch abzuwarten, bemächtigte sich Pierleoni, der durch die Freiheitsbewegung des Volkes schwer geschädigte Stadthauptmann, des Gefangenen, ließ ihn erhängen, den Leichnam verbrennen, die Asche in die Tiber streuen. So endete der kühne Mann, und der Zorn der Römer wandte sich doppelt gegen Papst und Kaiser, welchen sie die Schuld beimäßen. Friedrich aber sah sich alsbald durch die eintretende Sommerhitze genöthigt, den Heimzug anzutreten; dabei wurde die Stadt Spoleto, deren Bürger dem deutschen Heere feindselig entgegentraten, hart durch Brand und Plünderung bestraft. Sein Versprechen; dem Papste gegen die Normannen beizustehen, vermochte Friedrich nicht zu erfüllen.

Friedrichs erster Römerzug, das mußten die Zeitgenossen gestehen, war keineswegs glänzend ausgefallen. Mit dem Anspruche, die kaiserlichen Rechte in Oberitalien wiederherzustellen, war er über die Alpen gekommen, hatte auch durch Raschheit und einige Nachgiebigkeit die Kaiserkrone erworben; ein paar kleine Städte, wie Asti, Tortona, Spoleto, hatten seinen Grimm erfahren; die großen und volkreichen, Mailand und Rom, hatte er trotz ihres Ungehorsams unbehelligt zur Seite liegen lassen müssen. Die harte Kriegsführung der Deutschen hatte den Zorn der Italiener gereizt, die schwache Machtentwicklung ihren Troß noch gesteigert; so wagten die Mailänder alsbald nach Friedrichs Abzug die alten Bündnisse zu erneuern, die kaiserlich gesinnten Städte abermals schwer heimzusuchen. Noch zu gutem Schlusse mußte Friedrich die Widerspenstigkeit der Italiener

erfahren. Die Veroneser weigerten dem Kaiser den Uebergang über die Etschbrücke ihrer Stadt und bauten dafür oberhalb eine Schiffbrücke, jedoch möglichst unsicher. Da nun Friedrich mit den Seinen hinüberzog, ließen die Veroneser den Strom herab Balken und Flöße schwimmen, welche die Brücke zersprengten, und nur der Raschheit des Ueberganges dankten die Deutschen ihre Rettung. Wenig nördlich von der Stadt lag die Veroneser Klause, eine Stelle, wo der schmale Heerweg zwischen der brausenden Etsch und steil aufsteigenden Felswänden hinführte; oben auf dem Fels lag eine veronesische Burg, und die Mannschaft unter Führung eines Ritters Alberich weigerte dem Kaiser den Durchzug; die Wegelagerer schleuderten Geschosse hinab, ließen Felsblöcke in die Tiefe hinabrollen und verlangten für die Gewährung des Durchzuges vom Kaiser eine bedeutende Summe Geldes, von jedem seiner Ritter ein Pferd oder einen Panzer, eine Demüthigung, zu welcher sich Friedrich nicht bequemen konnte; ein Weg aber auf dem anderen Etschufser war nicht vorhanden, auch wenn man den Strom hätte überschreiten können. Also galt es die Burg zu erstürmen.

Auf seine unüberwindliche Stellung trotzend, hatte Alberich eine Felsspitze nicht besetzt, welche sich über der Burg steilrecht erhob; gelang es den Deutschen dieselbe zu erklimmen, so war die Burg unhaltbar und der Weg dem Heere geöffnet. Und es gelang. An der Spitze von zweihundert ausgewählten Kriegeren brachen Heinrich von Sachsen und Otto von Wittelsbach auf, um von zwei Veronesern geführt, die Höhe des Felsens zu ersteigen. Auf mühseligen Pfaden, durch Schluchten und über Abgründe hin gelangte die kühne Schaar glücklich auf die Höhe des Gebirges, den Fuß der die Burg überragenden Bergspitze. Hier aber begannen erst die größten Schwierigkeiten; da der Fels fast senkrecht abfiel, so mußten die Krieger einander auf die Schultern steigen, und so unter der Last des schweren Panzers beschwerlich in die Höhe klettern; sie verbanden die langen Speere zu einer Art von Leiter und erklimmen so den letzten Absatz. Endlich war die schwindelnde Höhe erreicht und Otto von Wittelsbach entfaltete hoch über der Burg des Reiches Fahne; mit Schrecken sahen die Veroneser, daß sie nun beherrscht waren, wie sie vorher des Kaisers Heer beherrscht hatten. Otto mit den Seinen erstürmten alsbald von oben herab die Burg; fast die ganze Besatzung ward niedergemacht, Alberich und zwölf Genossen lebend als Gefangene vor den Kaiser geführt. Vergebens boten sie reiches Lösegeld; Friedrich ließ die

Verräther aufknüpfen; nur einer der Gefangenen, ein junger französischer Kriegsmann, welcher, ohne die Sache recht zu verstehen, an Alberichs Unternehmen theilgenommen hatte, bekam das Leben geschenkt und mußte dafür an den Genossen Hentersdienste verrichten. Fortan war Friedrichs Heimzug nicht mehr behindert.

Im Herbst 1155 aus Italien heimgekehrt, mußte Friedrich Rothbart vor allen Dingen bemüht sein, in Deutschland selbst seine Macht völlig zu befestigen und dadurch sich für zukünftige Schläge nach außen zu rüsten. Eine grimmige Fehde war ausgebrochen zwischen dem Erzbischof Arnold von Mainz und dem Pfalzgrafen Hermann bei Rhein; von beiden Seiten ward mit unerhörter Grausamkeit gekämpft und der unglückliche Rheingau entsetzlich verwüstet. Friedrich lud die beiden Friedensbrecher vor seinen Richterstuhl nach Worms und schritt mit unerhörter Strenge gegen sie vor. Ein Todesurtheil sprach er nicht, aber die schuldigen Fürsten traf die entehrende Strafe des Hundetragens. Der mächtige Pfalzgraf vom Rhein und zehn ihm verbündete Grafen mußten nach altdeutschem Strafrecht mit einem Hund auf den Armen und barfuß im strengsten Winter eine Meile weit wandern unter dem jauchzenden Beifall des Volkes. Auch Erzbischof Arnold, bisher Kaiser Friedrichs besonderer Günstling, sollte dieselbe Strafe leiden und zwei seiner Lehensleute hatten bereits die Buße für ihn begonnen; da begnadigte ihn der Kaiser mit Rücksicht auf den tadellosen Wandel, das ehrwürdige Alter und die hohe geistliche Würde des Verurtheilten; auch abgesetzt ward Arnold nicht. Doch läßt sich denken, daß diese Strenge gewaltige Wirkung hatte durch das ganze Reich, zumal da Friedrich, den Rhein weiter hinabziehend, eine Anzahl kleinerer Friedensbrecher und Raubritter enthaupten, ihre Burgen brechen ließ.

Schon alsbald nach seiner Erhebung auf den königlichen Stuhl hatte Friedrich vom Papste die Scheidung seiner kinderlosen Ehe mit Adelheid, der Tochter des Markgrafen von Böhurg erreicht; Pfingsten 1156 vermählte sich der Kaiser zum zweiten Male mit Beatrix, der Erbin von Burgund. Sie war nicht nur anmuthig und schön, züchtigen und frommen Sinnes; diese Vermählung gab Friedrich Rothbart auch die Aussicht, das dem Reiche entfremdete Burgund, das Land vom Jura die Rhone hinab bis zum Mittelmeer wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Im Herbst desselben Jahres ward endlich auf dem Regensburger Fürstentage der langdauernde Streit um das Herzogthum Baiern geschlichtet. Heinrich

von Oesterreich leistete förmlich Verzicht auf Baiern, mit welchem Heinrich der Löwe belehnt ward; dagegen erhob Friedrich die durch einen ansehnlichen Theil von Baiern erweiterte Markgraffschaft Oesterreich zum Herzogthum, erblich im Hause der Babenberger und ihrer Verwandten; dabei wurde das neue Herzogthum noch mit anderen ansehnlichen Vorrechten ausgestattet. Friedrich trug kein Bedenken, die Befriedung des Reiches und die Machterweiterung für den nächsten Römerzug durch solche Zugeständnisse an Oesterreich zu erkaufen; nichts desto weniger liegt in diesem gleichzeitig auch gegen Heinrich den Löwen geübten Aufgeben kaiserlicher Oberhoheitsrechte zu Gunsten der großen Fürsten der Beginn einer Auflösung des deutschen Reichsverbandes, insofern die Fürsten nach und nach aus Reichsbeamten in selbständige Landesherren verwandelt wurden, welche im Bewußtsein ihrer Macht dem Kaiser nur so lange Dienstbarkeit und Gehorsam bewiesen, als dies ihrem eigenen Vortheil entsprach.

Herbst 1157 begab sich Friedrich, von seiner Gemahlin Beatrix und einem stattlichen Gefolge begleitet, nach Burgund; auf dem Reichstage zu Besançon brachten ihm die geistlichen und weltlichen Großen des Landes ihre Huldigung dar. Gleichzeitig aber brach ein Zwiespalt mit dem Papste aus, welcher bald Friedrichs ganze Kraft in Anspruch nahm. Nach des Kaisers Heimzug nämlich hatte Hadrian IV., von dem Normannenkönig hart bedrängt, mit demselben ein Bündniß geschlossen und ihm Unteritalien zu Lehen gegeben; aus diesen und verschiedenen anderen Ursachen war das Verhältniß zwischen Kaiser und Papst getrübt. Es erschien nun zu Besançon eine päpstliche Gesandtschaft mit einem Schreiben, worin der Papst sich über die einem Geistlichen in Burgund widerfahrene Unbill beklagte und die Beneficien, welche Friedrich mit der Kaiserkrone empfangen, hervorhob; Beneficien war doppelsinnig: es bedeutete zunächst Wohlthaten, weiterhin Lehen. Reinald von Dassel, des Kaisers Kanzler, ein kühner und stolzer Mann und erbitterter Gegner päpstlicher Anmaßungen, erkannte wohl, daß hier versucht werde, die Kaiserkrone als ein Lehen, als einen Ausfluß päpstlicher Gnade darzustellen, und verdeutschte in diesem Sinne das lateinische Schreiben. Ein Sturm des Unwillens erhob sich über die neue Anmaßung; Otto von Wittelsbach, des Kaisers muthiger Vorkämpfer in der Veroneser Klausel, drang auf den päpstlichen Sprecher, den Kardinal Roland Bandinelli, mit gezücktem Schwerte ein; der Kaiser selbst trat dazwischen. Schon am anderen Tage mußten die römischen Botschafter das Hoflager verlassen. Ein plötzlicher heftiger Bruch war

zwischen den beiden Häuptern der Christenheit eingetreten; Friedrich ging von dem Grundsatz aus, die kaiserliche Krone sei frei, er verdanke sie nur göttlicher Verleihung, nicht der Krönung durch den Papst; die deutschen Bischöfe hielten treulich zum Reichshaupte, und Hadrian IV. fand für gut, im nächsten Frühjahr durch ein neues Schreiben, welches die streitigen Beneficien einfach als Wohlthaten deutete, seinen Ansprüchen auf Oberlehensherrlichkeit bis auf Weiteres zu entsagen und dem heran nahenden Ungewitter vorzubeugen.

Denn Friedrich hatte sich unterdeß zu einem neuen Römerzuge gerüstet. Der erste hatte geringen Erfolg gehabt; Friedrich aber war von dem Gedanken beseelt, es sei seine Aufgabe, die auf den deutschen König übergegangene Machtfülle des römischen Kaiserthums völlig wiederherzustellen, ohne Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklung, welche das Städtewesen in Oberitalien seit Jahrhunderten genommen hatte. Fast ohne Verbindung mit Deutschland, nur ab und zu flüchtig durch einen nach Rom ziehenden deutschen König besucht, hatten die oberitalischen Städte, starkbevölkert und reich, streitbar und wohlbesetzt, sich völlig in freie Gemeinwesen verwandelt, welche durch selbstgewählte Consuln ihre Angelegenheiten verwalteten. Indem Friedrich Rothbart mit Mißachtung der gesammten geschichtlichen Entwicklung den Gedanken eines weltbeherrschenden Kaiserthums wieder aufnahm und durchzuführen suchte, gerieth er in einen Kampf nicht nur gegen die Freiheit der oberitalischen Städte, sondern gegen das ganze nationale Bewußtsein, ein Kampf, welcher um so gefährlicher war, wenn die römische Kirche mit dem Gedanken der Freiheit und Nationalität ein Bündniß schloß.

Die Mailänder hatten unbekümmert um die kaiserliche Aht während Friedrichs Abwesenheit den Kampf gegen das allezeit königstreue Pavia rastlos fortgesetzt, hatten das unglückliche Lodi völlig niedergebrannt, das zerstörte Tortona wieder aufgebaut, mit Piacenza, Brescia und andern Städten ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen. Friedrich dagegen sammelte Pfingsten 1158 auf dem Lechfeld bei Augsburg eine gewaltige Heeresmacht und führte sie alsbald auf verschiedenen Wegen über die Alpen; in der Po-Ebene kamen dazu die Hilfsschaaren der getreuen oberitalischen Städte, so daß man das kaiserliche Heer auf weit über 100,000 Streiter annehmen kann. Friedrich sprach auf's Neue die Aht über Mailand aus und erschien Anfang August vor der Stadt, sie ringsum einschließend. Einen Monat lang widerstanden die Stadtbürger, machten hitzige Ausfälle; Seuchen und

Hungersnoth brachen in der Stadt aus; endlich am 7. September mußten die Mailänder unter harten Bedingungen Unterwerfung geloben. Sie versprachen den Wiederaufbau von Como und Lodi nicht zu verhindern, sondern diese Städte als völlig frei anzuerkennen; sie mußten dem Kaiser den Eid der Treue leisten, eine hohe Geldstrafe zahlen, alle Gefangenen freigegeben, 300 Geißeln stellen; eine kaiserliche Pfalz wird in Mailand erbaut; der Kaiser hat das Recht der Bestätigung der demnächst neu zu wählenden Consuln. Nachdem dieser Vertrag abgeschlossen worden, erschienen am nächsten Tage die gedemüthigten Mailänder in ernstem Zuge, voran zwei und zwei die Geißlichkeit, eine gewaltige Menge, alle in voller Amtstracht, aber zum Zeichen der Unterwerfung barfuß. Daran schloß sich die Bürgerschaft, voran die zwölf Consuln der Stadt, barfuß, Stricke um den Hals, das bloße Schwert auf den Nacken gebunden zum Zeichen, daß sie das Leben verwirkt und es nur der kaiserlichen Gnade dankten. Friedrich empfing den Erzbischof mit dem Friedensfuß, die Consuln mit Milde. Er ließ ihnen die Schwerter vom Nacken nehmen, hob die über Mailand ausgesprochene Acht auf und nahm alle Bürger wieder in seine Gnade auf. Im Dome ward zum Zeichen der Versöhnung ein feierliches Hochamt begangen und vom Thurme flatterte die kaiserliche Fahne.

Mit diesem Zeichen der Unterwerfung hielt Friedrich Rothbart die oberitalischen Angelegenheiten für geordnet und entließ nach der Sitte der Zeit, da der Winter herannahte, den größten Theil seiner Deutschen, er selbst blieb mit geringer Streitmacht, beschützt durch die zahlreichen Schaaren der Italiener, zurück, um noch einen Reichstag auf den ronalischen Feldern abzuhalten. Derselbe ward am 11. November 1158 eröffnet; eine große Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten hatten sich zusammengefunden; die gefeierte Hochschule zu Bologna sandte ihm die vier berühmtesten Lehrer ihrer Rechtsschule zum Beirath; denn die hauptsächliche Aufgabe des Reichstages war, alle diejenigen Rechte, die dem Kaiser ursprünglich zugestanden hatten, im Laufe der Zeit aber in Vergessenheit gerathen oder seit Langem von Anderen ausgeübt worden seien, auszuforschen, aufzuzeichnen und dieses Verzeichniß als ein allgemeines Reichsgesetz zur Nachachtung zu verkündigen. Alle Welt begrüßte die vom Kaiser ausgesprochenen Verheißungen genauer Abgrenzung der kaiserlichen Rechte, dauernden Friedens und allgemeinen Rechtsschutzes mit Freuden; freilich wurden die Italiener bald genug inne, daß Friedrich es ganz anders gemeint hatte, daß er vielmehr die geschichtlich entwickelten Rechte

und Freiheiten der Städte gänzlich zu beseitigen, an deren Stelle eine unumschränkte kaiserliche Obergewalt nach dem Vorbilde der römischen Cäsaren zu setzen gedachte.

Darauf ließ Friedrich Rothbart durch die Bologneser Rechtsgelehrten und die Abgeordneten von 14 oberitalischen Städten ein Verzeichniß derjenigen Rechte ausarbeiten, welche, obwohl zur Zeit durch weltliche oder geistliche Große oder auch durch die Stadtgemeinde ausgeübt, ursprünglich dem Kaiser zustünden. Solche Hoheitsrechte waren im Wesentlichen folgende: Dem Kaiser steht die eigentliche Landeshoheit zu, d. h. die Vergebung der Herzogthümer, Markgraffschaften, Graffschaften und die Ernennung der städtischen Consuln, d. h. der Bürgermeister und Richter; die Hoheit über Heerstraßen, Flüsse, Häfen, Mühlen, Fischteiche, sowie die für Benutzung derselben erhobenen Zölle; die Gerichtsbarkeit und die Gerichtsbusen; das Münzrecht; der Bau kaiserlicher Pfalzen in den Städten; die Erhebung von Grund- und Kopfsteuer; die Lieferung von Wagen, Vorspann, Schiffen zc. an den Hof beim Erscheinen des Kaisers in Italien, vornehmlich bei Gelegenheit des Römerzuges; der Zehent des Ertrages von Berg- und Salzwerken. Diese zahlreichen theilweise verschollenen Rechte beanspruchte Friedrich, und die Italiener trugen kein Bedenken zu erklären, daß sie bereit seien, dieselben, soweit sie in den Besitz der Stadtgemeinden übergegangen waren, dem Kaiser zurückzugeben, wo nicht etwa eine kaiserliche Schenkung oder ein Vertrag anderweite Bestimmung traf; sie erwarteten als selbstverständlich, daß anderseits der Kaiser diejenigen Rechte, welche im Verlaufe von Jahrhunderten, durch geschichtliches Wachsthum gleichsam, den Städten zugefallen waren, durch seine ausdrückliche Guttheißung bestätigen und dadurch den endlosen lästigen Krieg über kaiserliches und Landesrecht beenden werde. Friedrich aber dachte ganz anders; er wollte, was ursprünglich, in der Zeit des spätrömischen Kaiserreiches, Regel und kaiserliches Recht gewesen, wieder völlig in Anspruch nehmen; aber schon mit einem Rechte, mit der Ernennung der Bürgermeister und Richter, war die städtische Freiheit zu Grabe getragen; Oberitalien war damit eine Provinz des deutschen Reiches, in welcher der Kaiser unumschränkter waltete, als in Deutschland selbst.

Nach allseitiger Annahme dieser Feststellungen, und nachdem der Kaiser noch einen allgemeinen Landfrieden geboten hatte, trennte man sich im besten Einvernehmen; die letzten Deutschen und die Lombarden zogen heim. Die meisten Städte fügten sich gutwillig den Weisungen des

Kaisers. Nicht so in Mailand. Hier erschienen Eingang 1159 Reinald von Dassel und Otto von Wittelsbach, um den roncalischen Beschlüssen entsprechend an Stelle der von den Städtern gewählten Bürgermeister kaiserliche Gewaltboten, Podesta, einzusetzen. Alles, erklärten die Mailänder, ließen sie sich gefallen, nur dies nicht; zudem sichere der unlängst abgeschlossene Vertrag ihnen das Wahlrecht zu und behalte dem Kaiser nur das Recht der Bestätigung vor. Da eine Verständigung unmöglich erschien, so brach eine gewaltige Empörung des mailändischen Volkes aus und die kaiserlichen Sendboten entkamen mit Mühe durch heimliche Flucht. Gleichzeitig geschah Aehnliches in der bisher mit Mailand verbündeten Stadt Crema; Friedrich befahl nämlich den Cremesen, sie sollten sofort ihre festen Mauern niederreißen; das Volk erhob sich und nöthigte die kaiserlichen Gesandten eiligst zu entweichen. Mit diesen Vorgängen hatte der Versuch, die kaiserliche Allmacht festzustellen, ein sehr rasches Ende gefunden.

Friedrich, welcher den Winter in den treuen lombardischen Städten verbrachte, entbot sofort wieder die italiischen Hilfsvölker und die deutschen Fürsten mit ihren Schaaren zum Kampfe gegen die aufrührerischen Städte; die Mailänder dagegen begannen auf's Neue den Krieg gegen die mit dem Kaiser befreundeten Städte; Friedrich erklärte sie auf einem Fürstentage zu Bologna Ostern 1159 als Widerspenstige und Aufrührer abermals in des Reiches Acht, ebenso die Stadt Crema. Gegen diese letztere wendete er zuerst seine Waffen, nachdem die deutschen Kriegsvölker angelangt waren, Sommer 1159. Die kleine, durch eine doppelte hohe Mauer und tiefe Gräben geschützte Stadt wurde eingeschlossen und mit allen Belagerungsmitteln jener Zeit bestürmt, mit Wurfmaschinen schwere Steine hineingeschleudert, der Graben theilweise ausgefüllt, auf dem so gebildeten Damm ein mächtiger Sturmbock und ein gewaltiger hölzerner Belagerungsthurm an die Mauer geführt. Mit denselben Kriegsmitteln wehrten sich die Cremesen; sie schleuderten einen solchen Hagel von Geschossen und Feuerpfeilen auf den Thurm, daß Friedrich in seinem Grimm zu einem wahrhaft barbarischen Mittel der Abwehr griff; er ließ die gefangenen Mailänder und Cremesen auf den Belagerungsthurm bringen, indem er hoffte, die Eingeschlossenen würden nicht wagen, den eigenen Freunden und Brüdern einen sicheren Tod zu bereiten. Aber das Schreckliche geschah; derselbe Steinregen zerschmetterte Freund und Feind, der Thurm mußte schwer beschädigt zurückgezogen werden. Die Cremesen, durch diese Grausamkeit erbittert, ließen eine Anzahl Gefangene auf die

Stadtmauer bringen und vor den Augen des Kaisers nieder machen; als bald ließ Friedrich wieder zwei gefangene Cremesen aufhängen; sofort erlitten auf der Mauer zwei gefangene Kaiserliche dasselbe Schicksal. So mit beiderseitiger Gewaltthat und Grausamkeit wurde der Kampf geführt; massenhaft ließ Friedrich Gefangene und Ueberläufer hinrichten; vergebens suchte er noch mehrfach seine Maschinen und Thürme durch darangebundene Gefangene vor den feindlichen Geschossen zu schirmen; ein gewaltiger Sturm ward mit schwerem Verlust abgeschlagen. So sah sich zu seiner größten Erbitterung der Kaiser mit seiner ganzen Kriegsmacht sechs Monate lang vor einer kleinen Stadt festgehalten, bis endlich im Januar 1160 die Cremesen, vor Hunger und übermenschlicher Anstrengung überwältigt, sich auf Gnade und Ungnade unterwarfen. Friedrich schenkte ihnen das Leben und freien Abzug mit Weib und Kind und soviel ihrer beweglichen Habe, als sie forttragen konnten; ein trauriger Zug von 20,000 Menschen wanderte ins Elend. Die verödete Stadt ward verbrannt, der Erde gleich gemacht, die Gräben zugeschüttet, die Mauern geschleift.

Die Früchte von Friedrichs unheilvoller Politik waren unterdeß gereift. Während er mit stets gesteigertem Zorn Crema bestürmte, hatten Mailand, Brescia, Piacenza sich abermals erhoben, sich unter einander wie mit dem Papst Hadrian, dem alten Widersacher des Kaisers, verbündet, und nun ward gar, bei dem in jenem Herbst eingetretenen Tode Hadrians, derselbe Kardinal und Kanzler Roland, welcher sich bisher als einen ergrimnten Gegner der kaiserlichen Gewalt bewiesen hatte, auf den päpstlichen Stuhl erhoben; die wenigen kaiserlich gesinnten Kardinäle hatten zwar in äußerst stürmischer und unregelmäßiger Weise in Victor IV. einen Papst der kaiserlichen Partei erhoben; derselbe genoß aber durchaus keines Ansehens und mußte alsbald Rom verlassen. Roland oder, wie er sich nannte, Alexander III. trat sofort auf die Seite der empörten Lombarden; vom Kaiser nach Pavia auf eine Kirchenversammlung zur Begründung seiner Ansprüche vorgeladen, bestritt er demselben jedes Recht des Urtheils. Jene Kirchenversammlung dagegen aus lauter Gegnern Alexanders zusammengesetzt, erklärte denselben als Eindringling, Victor den Vierten dagegen als rechtmäßigen Papst; Friedrich Rothbart selbst erwies diesem die üblichen Ehren, führte ihm das Roß, küßte ihm die Füße; darauf sprach Victor IV. über seinen Gegner in feierlicher Sitzung den Bann der Kirche aus. Die Antwort darauf war, daß Alexander III. Ostern 1160 auf den Kaiser und seinen Schützling, den Gegenpapst, den Fluch

der Kirche schleuderte, und Jedermann von der Pflicht der Treue und des Gehorsams gegen dieselben entband. So war denn zwischen Kaiser und Papst — denn Victor IV. war nur eine willenlose Puppe in Friedrichs Hand — ein Kampf auf Leben und Tod entbrannt, und leider stand der Papst hier auf der Seite der nationalen Freiheit.

In unserem Zeitalter der starken Schläge, der raschen Entscheidungen begreifen wir nicht, daß Friedrich Rothbart, der Gebieter über die Streitkräfte des mächtigen deutschen Reiches, nicht mit einigen widerspenstigen lombardischen Städten und einem waffenlosen Papste rasch fertig ward; aber das erklärt sich aus der wunderlichen Wehrverfassung und Kriegsweise jener Zeit, welche die straffe Durchführung eines wohlüberlegten Kriegsplanes nicht kannte. Die deutschen Fürsten, ermüdet durch die anstrengende Winterbelagerung von Crema, begehrten heim und Friedrich mußte sie ziehen lassen, nur die Streitmacht der lombardischen Städte blieb bei ihm. So war er in diesem Jahre nicht im Stande, den Kampf gegen Mailand und dessen Bundesgenossen ernstlich aufzunehmen; durch Streifzüge wurde das Land jämmerlich verwüstet, die Obst- und Weingärten zerstört, die Dörfer verbrannt; viel Blut ward ohne Entscheidung in einer Menge kleiner Gefechte vergossen; Eingang 1161 trafen nach und nach wieder die deutschen Kriegsschaaren ein und Friedrich rüstete sich im Mai zu einem kräftigen Angriff auf Mailand.

Friedrich hatte geschworen nicht eher zu weichen, nicht eher die Krone zu tragen, als bis er die trotzigte Stadt gebändigt; dennoch unternahm er diesmal nicht eine eigentliche Belagerung, wohl aber ward das Gebiet der widerspenstigen Mailänder mit Feuer und Schwert heimgesucht und zur Wüste gemacht; die Gefangenen starben am Galgen oder verloren die rechte Hand; alle Verbindung mit den Nachbarstädten ward durch die kaiserliche Streitmacht unterbrochen. Theuerung und Hungerstoth, und infolge dessen auch innere Spaltungen brachen in der überfüllten Stadt aus. Dennoch hielt sie tapfer Stand; erst nach einer Umlagerung von acht Monaten, im Februar 1162, erschien eine Botschaft der Mailänder im kaiserlichen Lager und bat um Frieden; Friedrich verlangte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade.

Am 1. März erschienen acht Consuln und acht Edle von Mailand, mit bloßen Füßen, das blanke Schwert auf dem Nacken und warfen sich nieder vor dem auf seinem Throne sitzenden Kaiser, und legten die Schlüssel der überwundenen Stadt zu seinen Füßen nieder. Nach diesem Vorspiele

erschieden am 4. März zu Lodi an des Kaisers Hofhalt dreihundert aus-
erlesene Kriegersleute und legten dem zürnenden Gebieter 36 Fahnen zu
Füßen. Wieder zwei Tage später sollte die große Menge der mailändischen
Bürger in der demüthigendsten Form ihre Unterwerfung an den Tag
legen. In langen Zügen nahen die einst so trotzigen Mailänder, bar-
haupt, barfuß, das Haupt mit Asche bestreut, den Strick um den Hals.
Mehr als 100 Fahnen und eine große Menge Kriegstrompeten führte
der traurige Zug mit sich, in seiner Mitte bewegte sich das Hauptfeld-
zeichen Mailands, das Carroccio oder der Fahnenwagen; es war ein von
Ochsen gezogener thurmartig sich aufbauender Wagen, auf welchem sich
ein hoher Mast erhob, daran eine große Fahne den Ambrosius, den
Schutzheiligen von Mailand in der Stellung eines Segnenden zeigte.
Da der traurige Zug Lodi nahte, saß der Kaiser zu Tische; im strömenden
Regen mußten die Mailänder warten, bis es ihm beliebte, sie zu empfangen.
Endlich erschien er auf seinem Throne in kaiserlicher Herrlichkeit, aber
finster und zürnend; nochmals schmetterten die Posaunen von der Zinne
des Fahnenwagens, als der Zug langsam am Kaiser vorüber wandelte.
Der Reihe nach traten die Führer hervor, warfen sich zu Friedrichs Füßen
zur Erde, legten vor ihm die Fahnen und Posaunen nieder; als endlich
auch der Mast des Fahnenwagens mit dem Bilde des Schutzheiligen zur
Erde niedersank, warf sich laut jammernd die ganze Schaar der Kriegs-
leute und des Volkes zur Erde, mit ängstlichem Klageruf des Kaisers
Erbarmen ansehend, und streckten ihm die Kreuzesbilder entgegen, die sie
in den Händen trugen. Auch die deutschen Männer fühlten sich durch
diesen Jammer aufs Tiefste bewegt; kaum ein Auge blieb thränenleer;
nur der zürnende Kaiser verzog keine Miene und finsterner Ernst lag Un-
heil verkündend auf seinem Angesicht; er entließ die Flehenden mit dem
Bescheide, Gnade solle ihnen zutheil werden, soweit die Gerechtigkeit es
gestatte; die Verkündung des Urtheils verschob er auf den folgenden Tag.

Am 7. März hob Friedrich zunächst die auf der Stadt lastende
Reichsacht auf; zum Pfande des ferneren Gehorsams der Mailänder ließ
er Consuln, Rechtsgelehrte, Hauptleute und andere angesehene Männer
festnehmen, 500 an der Zahl. Damit ihm und seinem Heere der Eintritt
in die Stadt jeden Augenblick frei stehe, befahl er die Mauern an meh-
reren Stellen auf größere Strecken niederzureißen; die ganze Bevölkerung
mußte eidlich Treue und Gehorsam geloben. Damit aber war das
Strafgericht noch nicht erschöpft; etliche Tage später kam der Befehl, die

Stadt müsse binnen einer Woche von den Einwohnern völlig geräumt sein. Den unglücklichen Mailändern blieb nichts übrig als stummer Gehorsam; viele fanden in den benachbarten lombardischen Städten Aufnahme; die große heimatlos gewordene Menge wurde zwei Meilen von der Stadt in vier nach den vier Himmelsgegenden gelegenen offenen Flecken angesiedelt, welche zu diesem Zwecke angelegt wurden.

Damit hatte wohl Friedrichs gekränkter Stolz geziemende Genugthuung gehabt; aber sein durch die Widerseßlichkeiten vieler Jahre gereizter Zorn, die Erbitterung Reinalds von Dassel, die jahrelange Mißhandlung der Nachbarstädte Pavia, Como, Cremona, Lodi forderten völlige Rache. Am Tage der Räumung kehrte Friedrich von Pavia nach Mailand zurück und zog an der Spitze seines Heeres in die verödete Stadt ein, nicht durch das Thor, sondern durch eine Lücke der niedergelegten Mauer; in sechs Theilen wurde die Stadt den Bürgern der Nachbarstädte überlassen, welche nun, während die Deutschen unthätig zuschauten, ihrer Rachsucht frei den Zügel schießen ließen. Es ward Feuer in die Stadt geworfen, was die Flammen nicht zerstört hatten, gewaltsam niedergehauen. Die Gräben wurden theilweise ausgefüllt, ein Theil der Mauern und Thürme zerstört; das Ganze zu vernichten, war ein zu großes Werk, zu welchem sogar der Ingrimme der Feinde nicht ausreichte. Daß geplündert wurde, was noch zu plündern war, versteht sich von selbst; sogar in Kirchen und Kapellen geschah es; manches Kunstwerk ward hinweggenommen, manche Reliquie; die Gebeine der heiligen drei Könige, der Hauptschatz der Stadt, nahm Reinald von Dassel nach seinem Erzstift Köln mit. Die kirchlichen Gebäude selbst ließ man stehen, wenn sie gleich vielfach beschädigt wurden; der hohe Glockenthurm neben dem Dome wurde auf Friedrichs besonderen Befehl niedergebroschen, und beim Sturze des Bauwerkes ein Theil des Gebäudes selbst zerschmettert.

Eine ganze Woche währte das grausige Zerstörungswerk; es blieb zurück ein menschenleerer Trümmerhaufe, eingeschlossen von halbverschütteten Gräben, zerbrochenen Mauern; nur die Kirchen standen noch verwüstet inmitten der Trümmer. Friedrich Rothbart, nachdem er sich von der Gründlichkeit der Zerstörung überzeugt, kehrte nach Pavia zurück, wo er, nach langer Frist zum ersten Male wieder im Glanze der Krone, das Osterfest feierte.

Das war ohne Zweifel ein entseßlich hartes Strafgericht; aber es erklärt sich aus der wohlberechtigten Erbitterung des Kaisers; dann darf

man nicht vergessen, daß Mailand kein härteres Schicksal erlitt, als es früher den ihm widerstrebenden Städten hatte widerfahren lassen, daher auch Friedrichs eifrigste Helfer beim Zerstörungswerke die Bürger jener lombardischen Städte waren, die so unfähig unter Mailands Gewalt Herrschaft gelitten hatten. Jedenfalls war die Wirkung dieses Strafgerichts zerschmetternd. Die bisher mit dem unglücklichen Mailand verbündeten oder Gleiches erstrebenden Städte Brescia, Piacenza, Genua, Bologna unterwarfen sich der kaiserlichen Allgewalt; in allen Städten, die sich nicht seit Jahren als kaisertreu erwiesen hatten, setzte Friedrich seine Gewaltboten, Podesta, ein; die lombardische Freiheit war dahin, Oberitalien ein dem deutschen Reiche unterworfenenes Land. Vor den kaiserlichen Streifschaaaren, die bereits bis in die Nähe von Rom vordrangen, flüchtete Alexander III. zu Schiffe nach Frankreich; Friedrich Rothbart selbst hielt ein ferneres Verweilen in Italien nicht mehr für nöthig; im Sommer 1162 kehrte er nach fünfjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurück.

So verlockend der Traum einer kaiserlichen Obergewalt des deutschen Königs über die gesammte christliche Welt war, so nachtheilig erschien derselbe im Grunde für Deutschland selbst; denn diejenigen Kaiser, welche jenes Ziel ernstlich ins Auge faßten, geriethen dadurch nicht bloß in Zwiespalt mit der hochentwickelten Gemeindefreiheit der Italiener wie mit den Ansprüchen des Papstes, sie mußten auch dieser unfähig schwierigen Aufgabe soviel Zeit, soviel Anstrengung widmen, daß darunter Kraft und Wohlstand von Deutschland schwere Einbuße erlitten. Während der Kaiser mit Aufbietung aller Kräfte des Reiches nur für die Dauer seiner eigenen Anwesenheit die Ruhe und den Gehorsam in Oberitalien aufrecht hielt, ging derweil in Deutschland alles drunter und drüber. Das naturgemäße Wachsthum des deutschen Reiches nach Osten hin ward unterbrochen oder doch nur durch einzelne Fürsten für die Vermehrung der eigenen Macht, nicht der kaiserlichen Gewalt weitergeführt; im Inneren des Reiches rissen Fehdewesen und Gewaltthaten ein. So fand der aus Italien heimkehrende Kaiser diesseits der Alpen nur die gleich lästige Aufgabe, zu strafen und Ordnung zu schaffen. Dazu kam, daß die deutschen oder lombardischen Beamten, welche Friedrich in Italien zurückgelassen hatte, durch schwere Steuern und Frohnden, durch unerschwingliche Erpressungen und unerträgliche Gewaltthaten die aufgezwungene deutsche Herrschaft gründlich verhaßt machten; Reinald, des Kaisers oberster Stellvertreter, war mit seiner tiefen Erbitterung gegen die Lombarden

auch nicht der Mann dazu, die Mißhandelten gegen diese Ungerechtigkeiten nachhaltig zu beschützen. So ging denn der Same des Unfriedens diesseits und jenseits der Alpen immer von Neuem auf.

Im Herbst 1163 betrat Friedrich zum dritten Male den Boden Italiens, diesmal nicht an der Spitze eines Kriegsheeres, sondern friedlich, um die Angelegenheiten des Landes endgiltig zu ordnen. Er durchzog die Lombardei und Romagna, ohne irgend Widerstand zu finden, aber ebensowenig Zuneigung; die geknechteten Italiener knirschten und erwarteten die Gelegenheit zu neuer Erhebung. Verona, Padua, Treviso, Vicenza und andere Städte im östlichen Oberitalien traten damals schon zu einem zunächst geheimen Bunde zusammen, welcher unter dem Namen des Veroneser Bundes nachmals in bedrohlichster Weise die Freiheitsbestrebungen Oberitaliens wieder aufnahm. Und als nun in jenem Frühjahr 1164 Victor IV. starb und Reinald von Dassel mit Friedrichs Gutheißung in Paschalis III. einen anderen kaiserlichen Schattenpapst aufstellte, so drohte der Kampf gegen Alexander III. mit erneuter Heftigkeit loszubrechen. Nur mit unbedeutenden Streitkräften ausgerüstet, mußte Friedrich auf die Niederwerfung des Veroneser Bundes verzichten und kehrte im Herbst 1164 nach Deutschland zurück, ein neues Heer zum Kampfe aufzubieten. Auf einem Reichstage zu Würzburg, Frühjahr 1165, mußten, um der steten Zunahme von Alexanders Partei zu begegnen, gleich dem Kaiser die gesammten geistlichen und weltlichen Fürsten einen Eid leisten, daß sie nur Paschalis III. als rechtmäßigen Papst anerkennen wollten. Den gleichen Eid sollten alle niederen Geistlichen, alle Dienstmannen und Lehensträger bis zu dem geringsten Unterthan hinab leisten; wer es nicht that, den traf Verlust der geistlichen Würde, Einziehung des Eigens und Lehens, Verbannung aus dem Reiche. Diese Strafgesetze wurden mit äußerster Strenge durchgeführt und auf diese Weise Gehorsam erzwungen. Gleichsam um seinem Streben, die Herrschaft des Staates über die Kirche festzustellen, vollen Ausdruck und die Weihe göttlicher Berechtigung zu geben, ließ Friedrich Rothbart Ausgang 1165 seinen gewaltigen Vorgänger, Kaiser Karl den Großen, durch Paschalis III. heilig sprechen. Gleichzeitig aber kehrte Alexander III., nicht länger durch die Heerschaaren Friedrichs bedroht, nach Rom zurück.

Im October 1166 trat Kaiser Friedrich die neue Heerfahrt nach dem Süden an, diesmal begleitet von seiner Gemahlin Agnes und seinem 1½-jährigen Söhnchen Heinrich. Da er an der Etsch hinabstieg, schlossen

ihm die Veroneser abermals die Klause und nöthigten ihn zu einem beschwerlichen Umweg über das Gebirge. Auf einem Hoftag zu Lodi machten die Italiener einen letzten Versuch, den unerträglichen Zwang, die endlosen Erpressungen der kaiserlichen Statthalter durch Beschwerden bei Friedrich selbst abzustellen; Bischöfe und weltliche Fürsten, Adel und Bürger nahen mit der Bitte um Gerechtigkeit und Milde; Friedrich hörte sie an, aber es geschah nichts, um durch einige Nachgiebigkeit die empörten Gemüther zu beruhigen. Da verwandelte sich die Trauer und Geduld der unterworfenen Lombarden in wilden Grimm; während der Kaiser in den ersten Monaten des Jahres 1167 langsam dem Süden zuzog, schlossen sie sich unerwartet zu einem gewaltigen Kriegsbunde zusammen; sie erkannten, daß ihre Uneinigkeit, der Uebermuth der mächtigeren Städte gegen die Nachbarn die beste Stütze der kaiserlichen Gwalttherrschaft, der Untergang ihrer eigenen Freiheit gewesen sei, und selbst bisher gut kaiserlich gesinnte Städte wandten sich jetzt auf die Seite der Landsleute. Eingang März 1167 schlossen zuerst Cremona, Mantua, Bergamo und Brescia einen Bund zu Schutz und Trutz gegen jeden Feind, zur Eintracht nach innen. Nachdem die in vier Flecken vertheilten Mailänder feierlich versprochen hatten, fortan die Bedrückungen gegen die Nachbarn gänzlich einzustellen, wurden sie in den Bund aufgenommen; unter kriegerischem Geleite zogen die vertriebenen Mailänder am 27. April 1167 wieder in den Mauerring ihrer zerstörten Stadt ein, stellten Gräben und Bollwerke wieder her, bauten die Häuser auf. Das gut kaiserliche, früher durch die Mailänder so unmenschlich mißhandelte Lodi weigerte den Beitritt und ward mit Waffengewalt gezwungen; so traten auch Ferrara, Piacenza, Parma freiwillig oder durch Zwang dem Bunde bei, und überall wurden die kaiserlichen Gewaltboten, die dem Gegenpapst anhängenden Geistlichen ausgetrieben.

Friedrich setzte unterdessen seinen Marsch auf Rom fort; er meinte, sei nur die heilige Stadt ihm unterthan, der Papst gefangen oder ausgetrieben, so werde der Widerstand der Lombarden ihm nicht bedenklich sein. Während er selbst vor den Mauern von Ancona durch eine lange Belagerung festgehalten ward, zogen seine beiden starken Helfer, Reinald von Dassel, Erzbischof von Köln, und Christian von Buch, Erzbischof von Mainz, ihm voraus. In einer Schlacht bei Tusculum am 29. Mai wurden die Römer von den beiden streitbaren Erzbischöfen völlig geschlagen; eine Berennung der großen Stadt dagegen war erst möglich, nachdem Friedrich Rothbart Ausgang Juli selbst mit dem Hauptheere vor Rom

eingetroffen war. Er schlug wie früher auf dem rechten Tiberufer sein Lager auf und bestürmte alsbald die hier gelegene Leostadt und die in eine Festung verwandelte Peterskirche. Dieselbe gerieth in Brand; die Kaiserlichen erbrachen die ehernen Pforten des Heiligthums und das Gotteshaus ward erfüllt mit Kampfgeschrei und Blut. Die eigentliche Stadt jenseits des Flusses ward nicht gewonnen, aber Alexander III. hielt dennoch für gerathen, unter der Verkleidung eines Pilgers abermals zu entweichen und nach der weit im Süden unter dem Schutze der Normannen gelegenen Stadt Benevent zu entfliehen. Friedrich Rothbart zog an der Spitze seines Heeres festlich in die erstürmte Peterskirche ein und empfing nebst seiner Gemahlin aus der Hand des Gegenpapstes Paschalis III. abermals die ihm durch Alexanders Bann abgesprochene Kaiserkrone; die Römer leisteten ihm den Eid der Treue und gelobten sich von Alexander loszusagen. Friedrich stand auf der höchsten Höhe seiner Macht.

Und gerade jetzt, in diesen Tagen des Triumphes, fiel wie ein Gottesgericht über das siegreiche Heer der Deutschen eine entsetzliche Seuche, das italienische Sommerfieber. Mit unerhörter Schnelligkeit erkrankten die Menschen, um nach wenigen Stunden zu sterben, so massenhaft, daß die Kräfte zur Bestattung der Todten nicht ausreichten. Keine ärztliche Kunst half; in wenigen Tagen war ein großer Theil des Heeres hinweggerafft, und wenn Friedrich nicht alle seine Getreuen dem sicheren Verderben weihen wollte, mußte er sofort den fieberglühenden Boden von Rom verlassen. Schon am 6. August trat er den Rückweg an; aber ihm folgte als ein unheimlicher Reisegehoß die furchtbare Pest, jetzt nicht mehr die Krieger und Troßknechte, sondern Fürsten und hohe Geistliche in Menge hinwegraffend. Es starb Reinald von Dassel, des Kaisers kühnster und thatkräftigster Beirath; es starben der junge Schwabenherzog Friedrich, des Kaisers Neffe, Herzog Welf VII. und Herzog Diepold von Böhmen; es starben die treuesten Diener des Kaisers, die Bischöfe von Prag und Verden, von Regensburg und Speier, von Basel und Augsburg und viele andere, der Herren vom hohen und niederen Adel nicht zu gedenken. An 20,000 Menschen schätzte man den Verlust des Heeres in den drei Wochen, welche zwischen dem Beginn der Krankheit und der Rückkehr in die Lombardei lagen; was von dem ehemals so stattlichen kaiserlichen Heere übrig war, erschien als eine kraftlose Schaar elender hinsiechender Gestalten, die sich nur mühsam fortzuschleppten, die ausgekochten Gebeine der erlegenen Fürsten in kleinen Särgen mit sich fortführend. Nur als

eine bei allem Elend wunderbar glückliche Fügung des Himmels erschien es, daß der Kaiser selbst und seine Gemahlin lebend der italischen Bluthize und der verzehrenden Pest entrannen. So ging der jammervolle Zug rückwärts durch die Städte von Toscana, durch Siena, Pisa und Lucca, und hier trat die neue Schwierigkeit heran, wie man durch die Heerschaaren der empörten Lombarden glücklich über die Apenninen und Alpen gelangen sollte. Den Paß von Pontremoli, wo Friedrich die Apenninen zu überschreiten gedachte, fand er bereits von feindlichen Schaaren besetzt; an ein Erzwingen des freien Weges war kein Gedanke; westwärts ausweichend überstieg er unweit Genua das Gebirge und gelangte so über Tortona Mitte September glücklich nach dem getreuen Pavia, gerettet aus dringendster Gefahr, aber ohne Heer inmitten eines im vollen Aufstande begriffenen Landes.

Friedrich war durch all' dieses Mißgeschick nicht entmuthigt; sofort sprach er in feierlicher Versammlung auf's Neue die Reichsacht gegen die lombardischen Städte aus und begann, unterstützt nur durch die Städte Pavia, Novara und Vercelli, sowie einige kleine oberitalische Fürsten, den Kampf. Doch bald sah er sich mit seiner schwachen Streitmacht fast völlig eingeschlossen; die Städte des Veroneser und des Lombardischen Bundes vereinigten sich zu einem Gesamt-Bunde, welcher so gut wie ganz Oberitalien zwischen Alpen, Apenninen und Meer umfaßte; machtlos inmitten der tobenden Flut der nationalen Erbitterung mußte Friedrich endlich sein Heil in der Flucht suchen; den einzigen Sohn Heinrich überließ er der Hut des treuen Markgrafen von Montferrat; begleitet nur von seiner Gemahlin und dreißig Gewaffneten entwich er im März 1168 über den beschneiten Alpenpfad des Mont Cenis aus Italien. Noch in der Grenzstadt Susa bestand er eine letzte Fährlichkeit. Kaum war der Kaiser mit seinem geringen Gefolge in die Stadt eingeritten, als die Bürger die Thore schlossen und verlangten, Friedrich solle die letzten Geißeln der Lombarden, die er noch mit sich führte, freigeben. Dabei ward der Kaiser gewarnt, man bedrohe sein Leben. Dem Tode zu entgehen, verkleidete sich Friedrich als ein gemeiner Krieger und entkam so mit wenigen Begleitern Nachts aus der Stadt, während sein treuer Kämmerer Hartmann von Siebeneichen, dem Kaiser auffallend ähnlich, dessen Rolle weiter spielte. Als nun am andern Morgen die Mörder in das Haus eindrangen, fanden sie nur den treuen Kämmerer; er sowohl wie die Kaiserin Beatrix und das Gefolge des hohen Herrn wurden

ungekränkt entlassen, die Geißeln zurückgehalten. Wieder mit den Seinen vereint, erreichte Friedrich wohlbehalten Burgund und Deutschland.

So war im Frühjahr 1168 ganz Oberitalien von den Deutschen geräumt; nur Pavia und Montferrat harrten treulich beim Kaiser aus. Um ihnen Troß zu bieten und den Cenispas, den einzigen, welcher dem Kaiser noch zu Gebote stand, zu hüten, begründeten die Lombarden am 1. Mai 1168 in der fruchtbaren Ebene zwischen den Flüssen Tanaro und Bormida eine neue Stadt, welche stark befestigt, durch die Uebersiedelung der Nachbargemeinden und zahlreichen Zuzug bevölkert ward. Und zum Zeugniß, daß der Freiheitskampf der Lombarden mit der heiligen Sache des Papstthumes das treueste Bündniß eingehe, ward die gewaltige, gleichsam aus der Erde hervorgewachsene Festung die Alexanderstadt, Alessandria genannt.

Daheim aber fand Friedrich nicht geringere Arbeit, als er in Italien hinterlassen hatte. Heinrich der Löwe hatte die ihm vom Kaiser übertragene Machtfülle mit einer Willkür, welche seinen Nachbarn höchst lästig war, mehr und mehr erweitert, ausgedehnte Landstriche in Mecklenburg und Pommern erobert und dadurch deutsches Wesen weit nach Osten ausgebreitet, zugleich aber die besorgte Eifersucht der norddeutschen Fürsten erregt. Markgraf Albrecht von Brandenburg, Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen, Markgraf Otto von Meissen, die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen, sowie zahlreiche kleinere geistliche und weltliche Fürsten hatten des Kaisers Abwesenheit zu einem zweijährigen Kampfe gegen den mächtigen Sachsenherzog benutzt; Friedrich, welcher seines Veters Macht als die Hauptstütze des kaiserlichen Ansehens betrachtete, gebot sofort Friede und bestätigte ausdrücklich Heinrichs überlegene Stellung. Diese Bemühungen um den Frieden des Reiches, ein Polensfeldzug, Reichstage und vielgeschäftige Wanderzüge durchs Reich, geheime Verhandlungen mit Rom, Frankreich und England, diese und zahlreiche andere Geschäfte hielten den Kaiser in Deutschland fest, so daß er erst nach abermals sechs Jahren an die Aufnahme des Kampfes gegen die lombardischen Städte denken konnte. Derweil war zu Rom der Gegenpapst Paschalis gestorben und die kaiserlich gesinnten Großen hatten sofort in Calixtus III. einen neuen Nebenbuhler für Alexander III. auf den päpstlichen Stuhl erhoben; anderseits hatten die Lombarden auch die letzten Anhänger des Kaisers zum Anschluß an den großen Freiheitsbund genöthigt.

Im Herbst 1174 brach Friedrich Rothbart mit einem keineswegs

zählreihen Heere von Basel auf und überschritt auf dem Mont Cenis die Alpen. Die Stadt Susa, in welcher der Kaiser vormals kaum einem schimpflichen Tode entronnen war, wurde niedergebrannt, die Bundesstadt Asti ergab sich, Pavia, Montferrat und Como traten alsbald wieder auf des Kaisers Seite. Ende October erschien das deutsche Heer vor Alessandria, gegen welches Friedrich ganz besonders erbittert war. Durch gewaltige Erdwälle und wasserreiche Gräben beschirmt, ward die Stadt mit allen Mitteln des Krieges belagert, mit allen vor Crema und Mailand geübten Grausamkeiten heimgesucht, umsonst; mit dem Muth der Verzweiflung ward die Feste vertheidigt. Der Winter kam heran, die Flüsse traten aus und die niedrige Ebene füllte sich mit Wasser; bitterer Mangel stellte sich im kaiserlichen Lager ein; entsetzlich waren die Beschwerden. Sechs Monate lang lag in stets kläglicherer Verfassung das Heer vor dem festen Alessandria, und als im Frühling endlich ein Entsatzheer der Lombarden heranzog, mußte Friedrich die Belagerung aufgeben, sein Geergeräth verbrennen und den Rückzug auf Pavia antreten.

Halbwegs, bei Montebello, trafen die Heere aufeinander; ein entscheidender Kampf stand in Aussicht, da eröffneten unerwarteter Weise die Lombarden selbst Friedensunterhandlungen. Am 16. April 1175 ward zu Montebello ein vorläufiger Friede abgeschlossen; der Kaiser sowohl wie die Lombarden sollten je drei Vertrauensmänner zur Aufstellung ihrer Forderungen und zur Verhandlung über dieselben bestellen; die Fragen, über welche man sich nicht einigen könne, sollten die Consuln von Cremona in einer für beide Theile verbindlichen Weise entscheiden. Nachdem man sich hierüber verständigt und den Vorvertrag von beiden Seiten geschworen, wurden sofort die Feindseligkeiten eingestellt, die Gefangenen freigegeben; ja die Lombarden thaten sogar der von Friedrich geforderten Form unbedingter Unterwerfung Genüge, indem sie, das Schwert am Nacken hängend, vor dem Kaiser niederkniend, ihm ihre Banner zu Füßen legten; Friedrich aber erließ ihnen huldreich alle Strafe und löste sie von der Reichsacht. Vertrauend auf den beiderseits geschworenen Vertrag, entließ darauf der Kaiser den größten Theil seines Heeres und begab sich nach Pavia.

In den nächsten Wochen wurde eifrig hin und her verhandelt und nur eine Frage war nicht erledigt, das Schicksal Alessandrias. Friedrich war bereit, auf den größten Theil seiner früheren Forderungen zu verzichten, er verlangte aber die Auflösung der ihm verhassten Stadt, und

das Schiedsgericht von Cremona trat ihm bei. Da verweigerten die Lombarden eidbrüchig dem Schiedspruche den Gehorsam und erklärten, in die geforderte Auflösung von Alessandria nicht willigen zu können. Sofort begannen die Feindseligkeiten auf's Neue und nun befand sich der Kaiser in viel ungünstigerer Lage als vorher, ohne Heer in Feindesland; glücklicherweise ward der Kampf auch von Seite der Lombarden lässig geführt. Friedrich forderte alsbald die deutschen Fürsten zu zahlreichem Hilfezuge auf; aber sie kamen langsam und nicht zahlreich, Heinrich der Löwe lehnte die Hilfe in aller Form ab, auch als Friedrich Rothbart selbst Februar oder März 1176 mit ihm zusammentraf und dringend um Beistand bat. Endlich im Mai kam das deutsche Hilfsheer, klein genug, kaum ein paar tausend Mann; von Pavia aus, wo er sich während dieses Unglücksjahres aufgehalten, zog Friedrich den Freunden bis Bellinzona entgegen, dann mit den 3—4000 Kriegeren, die ihm nun zu Gebote standen, wieder südwärts.

Bei Legnano, etliche Meilen nordwestlich von Mailand, trafen am 29. Mai 1176 die beiden Heere auf einander, Friedrich mit geringer Macht gegen etwa 12,000 Feinde. Es entspann sich ein hitziges Reitergefecht und vor dem stürmischen Anprall der Deutschen stoben die Lombarden in wilde Flucht; nur das mailändische Fußvolk, um den geheiligten Fahnenwagen geschaart, hielt tapfer aus. Die Schlacht kam wieder zum Stehen. Die Lombarden sammelten sich und bekamen frischen Zuzug; mit Gefang und Gebet rückten sie, ein starrender Wald von Lanzen, gegen die Kaiserlichen heran. Friedrich selbst focht mitten im Handgemenge; ihm zur Seite fiel von einem Speerstoße der Bannerträger; der Kaiser selbst ward durch einen mächtigen Lanzenstoß aus dem Sattel geworfen und verschwand im Getümmel. Die Deutschen, entmuthigt durch den vermeintlichen Tod ihres kaiserlichen Herrn, bedrängt durch die Uebermacht, sahen nach langem, bis zum Abend dauernden Ringen den Sieg verloren; in wilder Flucht stürmten sie rückwärts; viele wurden erschlagen, viele ertranken im Tessin, viele wurden gefangen, und nur ein geringer Theil des kaiserlichen Heeres gelangte wohlbehalten nach Pavia.

Und der Kaiser selbst? Er war verschwunden; außer anderer kostbarer Beute waren Friedrichs Banner, Schild und Schwert in die Hände der Mailänder gefallen. Er war nicht in Pavia, sein Leichnam fand sich nicht auf dem Schlachtfelde. War er in den Wellen des Tessin eines unwürdigen Todes gestorben? Nachdem man einige Tage angstvoll auf

seine Wiederkehr geharrt, glaubte man an Friedrichs Tode nicht mehr zweifeln zu dürfen; seine Treuen trauerten schwer um ihn und Frau Beatrix legte Trauergewänder an. Da, als man schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, erschien Friedrich Nachts vor dem Thore von Pavia. Mit heller Freude empfangen, berichtete er sein Geschick. Er hatte unter den Letzten gekämpft, dann am Sieg verzweifelnd sich durch die Feinde geschlagen; mit wenigen Getreuen auf der Flucht von der Hauptmacht versprenget, hatte er, um nicht in die Hände der überall streifenden Feinde zu fallen, sich einige Tage lang in sicherem Versteck verborgen. Nun war er sieglos, aber lebend zu den Seinen zurückgekehrt.

So gering im Grunde die Streitkräfte waren, welche sich in der Schlacht von Legnano maßen, dieselbe hatte dennoch eine entscheidende Wirkung nicht sowohl auf Friedrich selbst, welcher die Fortsetzung des Kampfes beabsichtigte, als auf diejenigen, welche ihm bis dahin zur Seite gestanden hatten. Daß die deutschen Fürsten des endlosen Krieges um die kaiserliche Herrschaft in Oberitalien müde seien, hatte sich schon früher gezeigt; nun riethen selbst Friedrichs eifrigste Helfer, wie die Kirchenfürsten von Köln, Mainz und Magdeburg, zur Versöhnung mit dem Papst. So schickte denn Friedrich im Herbst 1176 etliche derselben ab, mit Alexander III. zu unterhandeln; auch verständigte man sich vorläufig, nur daß der Papst erklärte, er werde nicht einseitig den Frieden schließen, sondern gemeinsam mit seinen Bundesgenossen, den Lombarden und dem König von Sicilien. So ward denn nach langen Verhandlungen beschloffen, daß im nächsten Frühjahr Abgesandte des Kaisers und des Papstes, des Normannenkönigs und der Lombarden in Venedig zusammentreten sollten, um die Friedensbedingungen festzustellen und den Frieden abzuschließen. In Venedig fand sich Alexander III. ein; Friedrich dagegen sollte ohne ausdrückliche Erlaubniß des Papstes nicht zugelassen werden. Auch nachdem im Mai 1177 die Vertreter der verschiedenen Mächte zusammengetreten waren, schien es geraume Zeit unmöglich, die widerstrebenden Ansichten auszugleichen, zumal da Friedrich durch allerlei Einwände den Fortgang der Verhandlungen aufhielt; erst als der Erzkanzler Christian von Mainz im Namen der geistlichen und weltlichen Fürsten gegen diese Zögerungen ernsthafte Einsprache that, erklärte sich der Kaiser endlich bereit, den Frieden in der vorgeschlagenen Weise anzunehmen, den Gegenpapst Calixtus fallen zu lassen und Alexander III. anzuerkennen, mit den Lombarden auf sechs, mit Sicilien auf fünfzehn Jahre Waffenstillstand zu schließen. Daraufhin

befreite ihn der Papst vom Bann und gestattete das Erscheinen in Venedig.

Am Morgen des 24. Juli 1177 ward Kaiser Friedrich vom Dogen selbst in einem langen Zuge prächtiger Fahrzeuge in die wunderbare Inselstadt geleitet, welche im glänzendsten Festschmucke prangte, überfüllt war von Fürsten, Geistlichen, Gesandten und zahllosem Gefolge. Unter Glockengeläute, mit Gesang und Musik, landete Kaiser Friedrich und zog durch die freudig bewegte Menge nach der Vorhalle der Markuskirche, wo ihn sein Widersacher durch so lange Jahre hindurch, Papst Alexander III. erwartete. Als Kaiser Friedrich desselben ansichtig ward, legte er den Purpurmantel ab, schritt auf Alexander zu, fiel vor ihm nieder und küßte ihm die Füße. Mit Thränen in den Augen hob der Papst den vor ihm liegenden Kaiser auf, gab ihm den Kuß des Friedens und spendete ihm den Segen. Jubelnd fiel das „Herr Gott dich loben wir!“ der tief-ergriffenen Menge ein; Alle erfüllte das Bewußtsein, daß der Welt nach vieljährigem Kampfe der Friede wiedergegeben sei.

Versehnt wanderten nun Kaiser und Papst in die Kirche; Friedrich führte Alexander III. zum Altar, legte reiche Geschenke zu seinen Füßen nieder und empfing nochmals den Segen. Bei dem Festgottesdienst am nächsten Tage diente Friedrich in der bescheidenen Kleidung eines Thürstehers dem Papste, küßte ihm nach der Predigt abermals die Füße, hielt ihm beim Aufsteigen den Bügel und führte das Pferd eine Strecke weit am Bügel, bis ihn Alexander mit seinem Segen entließ.

Am 1. August beschwor dann Friedrich in feierlicher Versammlung die Friedensbedingungen, zwölf Fürsten des Reiches mit ihm. Ebenso schworen die Bevollmächtigten des Normannenkönigs und der Lombarden. Damit war der lange Streit erledigt, wenn auch theilweise nur durch einen Waffenstillstand. Zur Erledigung mannigfacher Staatsgeschäfte blieb Friedrich noch mehrere Wochen in Venedig. Am 13. September kehrte er nach Ravenna zurück, vom Papste mit dem Kuße des Friedens entlassen. Bis in den Sommer 1178 verweilte Friedrich dann noch in Oberitalien, ging darauf nach Burgund und betrat nach vierjähriger Abwesenheit im Herbst 1178 wieder den Boden Deutschlands.

Friedrich Rothbart hatte seine gewaltigen und gewaltjamen Pläne gegen die Freiheit der italienischen Städte nicht durchführen können; er verzichtete nicht auf seine kaiserlichen Rechte, aber er beschränkte fortan seine Ansprüche auf das Durchführbare und Billige; sein nächster Gedanke

war nun, den Fürsten zu bestrafen, welchem vor allen er die Schuld der Niederlage von Legnano beimaß, Heinrich den Löwen. Der Groll der Nachbarfürsten, welche die steigende Uebermacht des Sachsenherzogs unwillig ertrugen, kam ihm dabei zu statten. Wie Friedrich den langjährigen Freund und Kampfgenossen wiederholt vor das Fürstengericht lud, wie Heinrich durch seinen Trotz auch die langmüthigste Geduld herausforderte, wie dann der Kaiser im Verein mit den norddeutschen Fürsten die Macht des stolzen Welfen brach, ihm seine beiden Herzogthümer Sachsen und Baiern absprach und nur sein Erbgut Braunschweig und Lüneburg übrig ließ, wie Heinrich der Löwe dann 1182 nach England in die Verbannung ziehen mußte, das ist in dem Lebensbericht des merkwürdigen Mannes erzählt. Friedrich glaubte den Kaiserthron auf den Trümmern der alten Stammesherzogthümer fester gründen zu können; aber man darf wohl fragen, ob er nicht durch sein Vorgehen, so nothwendig eine Beschränkung des übermüthigen Welfen erschien, jenes trotzige unzuverlässige Kleinfürstenthum großzog, welches schließlich die Zerbröckelung des mächtigen deutschen Reiches verschuldet hat.

Dieser Sorge ledig, gedachte Friedrich nun auch den langen, bisher nur durch einen demnächst ablaufenden Waffenstillstand beschwichtigten Hader mit den Lombarden völlig auszugleichen. Er selbst hatte die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen, die Abneigung der Fürsten gegen die italienischen Händel sattfam erkannt; die Lombarden hatten genug gelitten, um die Erneuerung des Streites zu fürchten. Sie kamen ihm selbst mit Friedensanträgen entgegen; die Bürger der vielbestrittenen Stadt Alessandria, deren Taufpathe Alexander III. 1181 gestorben war, boten selbst an, sie wollten die Feste fortan Casarea, die Kaiserstadt, nennen, auch so lange ihre Mauern verlassen, bis Friedrich sie hernach in allen Ehren wieder einführe. So war eine Vereinbarung nicht schwierig. Auf einem großen Reichstage zu Constanz ward am 25. Juni 1183 der denkwürdige Friede abgeschlossen, welcher dem langen blutigen Kriege ein Ende machte. Alles Vergangene sollte gegenseitig vergeben und vergessen sein; die Städte behalten ihre von Alters her üblichen Rechte; streitige können durch Geldzahlungen an den Kaiser erworben werden; die erwachsenen Bürger schwören alle zehn Jahre den Eid der Treue; zu den italienischen Feldzügen beschaffen die Lombarden Wege, Brücken, Lebensmittel; sie haben das Recht Bündnisse zu schließen und ihre Städte zu befestigen; die niedere Gerichtsbarkeit übt die Stadt selbst durch ihre Beamten, die obere ein kaiserlicher Sendbote nach

den Gewohnheiten der Stadt; derselbe soll auch die von den Bürgern gewählten Stadthäupter bestätigen, diese dagegen sollen dem Kaiser Treue schwören. Mit diesen Feststellungen war den kaiserlichen Ansprüchen im Wesentlichen Genüge gethan und doch eine freie Entwicklung des italienischen Städtewesens nicht gehemmt. So hat auch fortan zwischen Kaiser Friedrich und den Lombarden Friede gewaltet.

Nachdem auch dieses schwierige Geschäft in erfreulicher Weise erledigt worden, gedachte Friedrich seine beiden Söhne, Heinrich, den künftigen Thronerben, und Friedrich, Herzog von Schwaben, in festlicher Weise wehrhaft zu machen; es sollte für das ganze Reich ein Fest sein, wie es seit Menschengedenken nicht gesehen worden. Also berief er auf Pfingsten 1184 die gesammten weltlichen und geistlichen Fürsten und den Adel Deutschlands nach Mainz; die Zahl der Edeln, die hier erschienen, wird so unglaublich und zugleich so verschiedenartig angegeben, daß sie hier nicht aufgeführt werden soll; manche der hohen Reichsfürsten brachten mehrere Tausend ihrer Dienstmänner mit; dazu kam die unendliche Schaar der Fremden aus allen Nachbarlanden, Herren und Geringe, Dichter, Sänger und Gaukler. Die Stadt konnte die Fülle der Gäste nicht aufnehmen; auf dem breiten Blachfeld auf dem rechten Rheinufer ließ der Kaiser eine neue Stadt von Zelten und Breterbuden errichten; inmitten derselben das kaiserliche Lusthaus selbst und daneben eine Kapelle; den Rhein hinab und herauf brachten Schiffe Lebensmittel für die Hunderttausende, welche herbeigeströmt waren, des Kaisers Festfreude zu theilen; alle Edeln, ja alles Volk ward auf Kosten des freigebigen, gesellig fröhlichen Kaisers bewirthet, Könige, Herzöge und Markgrafen leisteten ihm Dienste als Truchseße und Schenken, Kämmerer und Marschälle. Das Gedränge der Gäste, der bunte Schmuck des Zeltlagers, der Reiz der sommerlichen Landschaft, die Fröhlichkeit des Lebens, sie wurden noch lange Zeit in den Erzählungen und Liedern der Glücklichen gepriesen, welche diese festlichen Tage geschaut. Am zweiten Pfingsttage zeigten König Heinrich und Herzog Friedrich ihre Tüchtigkeit in allen ritterlichen Uebungen und empfingen dann in der festlichen Versammlung der Fürsten aus des kaiserlichen Vaters Händen das Ritterschwert.

Noch eine Sorge beschäftigte angelegentlich den Kaiser: die Vermählung seines ältesten Sohnes und dereinstigen Nachfolgers Heinrich; es war nicht sowohl eine Frage des Herzens als der Staatsklugheit. Schon die sächsischen Kaiser, 200 Jahre zuvor, hatten durch Ehebündnisse Ober- und Unter-

Italien fest an das deutsche Reich zu knüpfen versucht, freilich zum bittersten Nachtheil für Deutschland nicht allein, sondern für die Kaiser selbst, welche ihre frische nordische Kraft im vergeblichen Kampfe gegen die Feindseligkeit des südlichen Himmels und Volkes rasch verzehrten. Dadurch nicht gewarnt, lenkte Friedrich Rothbart in dieselbe Unglücksstraße. Das herrliche Unteritalien und Sicilien beherrschte kinderlos König Wilhelm II., ein Schwächling, der letzte des vormals so starken und streitbaren normannischen Fürstenhauses; starb er, so war von dem ruhmreichen Geschlechte Robert Guiscards nur noch eine Tante König Wilhelms übrig, Constanzia. Friedrichs Absicht ging nun dahin, seinen jugendlichen Sohn mit der zehnjährigen älteren Normannin zu verheirathen und auf diese Weise Sicilien und Unteritalien mit dem deutschen Reiche zu verbinden. Das war freilich dem Papste höchst unwillkommen, welcher sich dann von beiden Seiten her durch die seit langer Zeit ihm feindselige Macht der Hohenstaufen umklammert sah. Auf Alexander III. war Lucius III., auf diesen Urban III. gefolgt; der letztere, als geborener Mailänder den Hohenstaufen doppelt feind, konnte nur ohnmächtige Versuche des Widerstandes machen. Hundertfünfzig Saumthiere zogen mit Gold, Silber, Sammt, köstlichen Gewändern und anderen Ausstattungsgegenständen beladen, dem reichen Brautshawe Constanzens, nach Oberitalien. In Mailand, der so lange feindlichen, jetzt dem Kaiser befreundeten Stadt, wurde im Januar 1186 die Ehe des 21jährigen Heinrich mit der 31jährigen Constanzia geschlossen. Glänzende Festlichkeiten reiheten sich daran; Deutsche und Welsche, die einander so lange feindlich gegenübergestanden, lustwandelten nun Arm in Arm und wetteiferten in ritterlichen Spielen. Die alte Feindschaft war vergessen; Friedrich, um den Mailändern, die er früher so furchtbar hart heimgesucht, seine Gnade zu beweisen, ertheilte ihnen das Recht, ihren Podesta oder Bürgermeister selbst zu wählen.

Papst Urban III. war hierüber äußerst ungehalten; er erneuerte seine Vorwürfe und versuchte die deutschen Bischöfe gegen den Kaiser aufzustacheln. Diese aber, Frühjahr 1188 auf einen Reichstag nach Gelnhausen berufen, gedachten daran, daß sie nicht bloß Priester, sondern Deutsche seien und dem Kaiser unterthan; sie vermahnnten also den Papst, seine unberechtigten Ansprüche aufzugeben. Urban ergrimmete und wollte Kaiser Friedrich in den Bann thun; er starb, ehe er seine Absicht ausgeführt.

In jener Zeit erneuten Kampfes mit der Kirche kam die Botschaft, daß die heilige Stadt Jerusalem, nachdem sie 90 Jahre lang in den

Händen der Christen gewesen, durch Sultan Saladin erobert, eine Beute der Ungläubigen geworden sei. Ein Wehgeschrei der tiefsten Bekümmerniß ging durch ganz Europa; von dem neuen Papste Gregor VIII. ausgeschiedt, wanderten Kreuzprediger durch alle Christlichen Lande und forderten auf zur gewaffneten Wallfahrt, zur Befreiung der heiligen Stadt. Friedrich der Rothbart sah sein Tagewerk gethan. Das Reich war befriedet, Heinrich der Löwe niedergeworfen, die Lombarden durch kluge Nachgiebigkeit gewonnen, der älteste Sohn vermählt und bereits zum König gekrönt; er selbst, wie er als Jüngling in das heilige Land gezogen, glaubte seinem Leben keinen besseren Abschluß geben zu können, als durch den Kampf gegen die Ungläubigen. So berief er auf die Fastenzeit 1188 einen großen Reichstag nach Mainz; hier nahm Friedrich aus der Hand des päpstlichen Botschafters das Kreuz; dem Beispiele des greisen Kaisers folgten sein zweiter Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, die Herzöge Bertold von Meran und Ottokar von Steiermark, Landgraf Ludwig von Thüringen, Markgraf Hermann von Baden; außer diesen viele andere Fürsten, Bischöfe und Edle; König Heinrich blieb als Schützer des Reichsfriedens zurück. Friedrich bemühte sich, die noch schwebenden Zwiespältigkeiten rasch zu schlichten, brach eine große Zahl von Raubschlössern, nöthigte den gefährlichsten der Gegner, Heinrich den Löwen, abermals den deutschen Boden zu verlassen, erließ im Spätjahr 1188 ein strenges Gebot zur Wahrung des Reichsfriedens gegen willkürliche und gewaltthätige Fehde. Unterstützung fordernde Boten gingen voraus an den König von Ungarn, an den griechischen Kaiser, an Kilidsch Arslan, den mächtigen Sultan von Iconium in Kleinasien; an Saladin selbst ward Graf Heinrich von Diez abgesandt, um nach ritterlichem Brauche die Räumung von Jerusalem zu verlangen oder Fehde anzujagen. Die ersterwähnten Fürsten versprachen durch eigene Boten alle Förderung des großen Unternehmens; Saladin lehnte die Rückgabe Jerusalems, wie nicht anders zu erwarten, ab.

Derweil gingen die Rüstungen in den Hauptreichen Europa's ihren Weg; die Könige von Frankreich und England beschloßen über Meer zu fahren; Friedrich Rothbart beschied die Deutschen auf Eingang Mai 1189 nach Regensburg; es waren nicht Schiffe genug für eine so große Anzahl von Pilgern zu beschaffen, und so ward beschloßen, den seit hundert Jahren mehrfach betretenen Weg zu Lande die Donau hinab einzuschlagen. Um so weniger trug Friedrich Lust, sich mit einem großen Schwarme bettelhaften und räuberischen Gesindels zu beschweren; er gebot, jeder

Theilnehmer müsse die Reisekosten auf zwei Jahre bereit halten, wies etliche tausend unnützer Männer und Weiber vom Heere weg, hielt in demselben, soweit es bei solcher Menschenzahl möglich erscheint, strenge Zucht. Die Menge der Pilger wird verschieden angegeben; man zählte, heißt es, die Bürger, Geistlichen, Knechte und Fußgänger abgerechnet, an 20,000 reisige Männer; die Zahl der ersteren war ohne Zweifel weit beträchtlicher. Bei Presburg an der ungarischen Grenze ward abermals viel unnützes Gesindel ausgesondert; in Gran empfing König Bela von Ungarn den Kaiser mit hohen Ehren und Festlichkeiten; Herzog Friedrich von Schwaben verlobte sich mit einer Tochter Bela's; viele Ungarn und Schwaben schlossen sich dem Heere an; in vier Gewaltthaufen getheilt, zogen die Kreuzfahrer die Donau hinab, während der Kaiser selbst zu Schiffe dahinfuhr.

Am Einflusse der Morawa ging es dann völlig zu Lande weiter südwärts durch das Serbenland; war bisher Alles im tiefsten Frieden verlaufen, Streit etwa nur durch Plünderungen der Kreuzfahrer entstanden, welche Friedrich mit dem Tode bestrafte, so begannen hier bereits die Feindseligkeiten der unzuverlässigen Völkerschaften. Noch schlimmer ward es im griechischen Kaiserreiche, welches die Kreuzfahrer alsbald betraten. Die griechischen Kaiser sahen es allezeit mit Aerger, wie die Abendländer sich auf dem Boden des alten Römerreiches einmisseten, in mächtigen Völkerströmen durch das Land zogen; anstatt aber diesen Unannehmlichkeiten durch kräftige Förderung aus dem Wege zu gehen, thaten die Griechen alles Mögliche, die durchziehenden Abendländer zu plagen und dadurch zur Erbitterung zu reizen. Es war nicht hinreichend für Lebensmittel gesorgt, die Wege verderbt, die Engpässe durch das Gebirge verschant und von Streithaufen besetzt; die Pilger, welche Nahrung suchend sich von der Hauptchaar entfernten, wurden mißhandelt, gefangen, erschlagen; nun ließ auch noch gegen alles Völkerrecht Kaiser Isaaß Angelos die hohen Herren, welche Friedrich als Botschafter an den Hof von Constantinopel gesandt hatte, gefangen nehmen; dazu sandte er an Friedrich ein hochmüthiges Schreiben, worin er demselben den Kaisertitel bestritt, den Herzog Friedrich von Schwaben und sechs andere Fürsten als Geißeln forderte und verlangte, Friedrich solle ihn als Oberlehnsherrn anerkennen. Alle diese Aergernisse konnten die Deutschen nur erbittern; sie nahmen mit Gewalt die Lebensmittel, deren Kauf man ihnen weigerte, lagerten sich mit Gewalt ein in die Städte, deren Thore man ihnen verschloß,

erstürmten mit gewaffneter Hand die Bergpässe und gelangten so bis nach Adrianopel, in dessen Umgebung man den Winter 1189 auf 90 verweilte. In dieser Zeit ward der lange Hader beendet durch einen feierlich beschworenen Vertrag, demzufolge Kaiser Jsaak die widerrechtlich Gefangenen zu entschädigen, Lebensmittel zu liefern und die zur Ueberfahrt erforderlichen Schiffe zu stellen versprach; seine Tochter Irene verlobte er mit Philipp, dem dritten Sohne Friedrichs des Rothbartes.

Sieben Tage dauerte im März 1190 die Ueberfahrt über den Hellespont. Man zählte 82,000 Pilger; Friedrich selbst war der letzte, welcher den Boden Asiens betrat mit den Worten: „Liebe Brüder, seid getrost, das ganze Land ist in unsern Händen!“ Doch fingen hier die Schwierigkeiten der Kreuzfahrt erst recht an; es fehlte an Lebensmitteln und man mußte unter steten Scharmügeln den Durchzug erkämpfen. Kilidsch Arslan, Sultan von Ikonium, dessen Land man darnach betrat, hatte zwar Freundschaft gelobt, aber er hielt sein Wort nicht oder war nicht im Stande, die Seinen im Zaume zu halten. Stets umschwärmt von türkischen Reitern, kamen die Pilger in wüste wasserlose Gegenden, in unwegsame Gebirge; von Hitze und Durst gequält, stets kämpfend, Tag und Nacht in Athem gehalten durch die nahen Feinde, schritt das Heer nur langsam vorwärts; der Mangel ward so arg, daß man Pferdefleisch aß und Pferdeblut trank. Aus diesen Zeiten der Noth wird die sagenhafte Geschichte jenes schwäbischen Ritters berichtet, welcher in der Einsamkeit von einer überlegenen Schaar türkischer Reiter angegriffen, dem Pferde des Nächsten zuerst mit einem Streich beide Vorderfüße abhieb, sodann mit einem zweiten den Reiter von dem Wirbel bis auf den Sattel spaltete. Es erschienen damals Boten des Sultans und verhießen Frieden, wenn jeder der Pilgrime einen byzantinischen Goldgulden bezahle. Friedrich aber antwortete: „Ein Kaiser der Deutschen pflegt Zins zu empfangen, nicht zu geben. Mit der Hilfe Gottes, für welchen wir streiten, soll uns das Schwert einen sicheren Weg bahnen. Doch wollen wir Eurem Herrn freiwillig Geschenke darbringen. Da nehmet diesen Pfennig, die aller schlechteste und geringste Münze unter der Sonne und ein Abbild des Sultans von Ikonium.“ Die Gesandten eilten mit furchtbaren Drohungen hinweg.

Es folgten nun — es war Mitte Mai 1190 — mehrere Tage erbitterten und mannigfach schwankenden Kampfes um den Besiz der Stadt Ikonium; mehrmals schien es, als ob die Kreuzfahrer vor der Ueberzahl

der türkischen Reiter erliegen mußten; selbst der Kaiser verlor einmal die sonst unerschütterliche Ruhe und rief aus: „Mein Haupt wollte ich hingeben, wenn wir zu Antiochien wären!“ Dennoch siegte nach hartem Kampfe und furchtbaren Entbehrungen die Tapferkeit der Christen und Iconium ward besetzt. Kilidsch Arslan hatte sich in die Burg zurückgezogen und bot am Abend des letzten Schlachttages Friede an; solches meldete eine türkische Gesandtschaft, welche nach demüthiger Rede dem Kaiser ein köstliches Gefäß überreichte, aus einem Smaragd wunderbar geschnitten und mit herrlichem Balsam gefüllt. Friedrich aber warf das Geschenk zu Boden, daß die Scherben umherflogen und sprach: „Ich allein will diese Kostbarkeit nicht; die Genossen der Noth mögen auch den Lohn mit mir theilen und nehmen, was ihnen beliebt!“ Da sammelten die umherstehenden Kriegsgesellen nach Lust die Trümmer des Gefäßes und bewunderten schweigend die Großmuth ihres Herrn. Friedrich aber empfing zwanzig Geißeln des Sultans, ließ diesen ungekränkt und blieb fortan von feindlichen Ueberfällen befreit. So gelangte man nach unsäglichen Mühseligkeiten und schwerem Verlust an Menschen und Pferden in das befreundete Gebiet der christlichen Armenier und erreichte die Stadt Seleucia am Flusse Kalykadnus oder Salef. Hier ward etliche Tage gerastet; der Weg nach Syrien lag offen vor den Kreuzfahrern.

Was nun geschah, wird verschiedentlich erzählt. Einige Quellen berichten: Friedrich, durch die Sommerhize und durch die Erinnerung an seine Jugendzeit gelockt, habe nach geendetem Mittagsmahl ein Bad im Flusse genommen, sei aber plötzlich beim Schwimmen durch die Wellen hinweggerissen und erst nach einiger Zeit besinnungslos aufgefunden worden, am Abend aber nach kurzem Wiedererwachen entschlafen. Größere Wahrscheinlichkeit hat der andere Bericht, nach welchem am 10. Juni 1190 das Heer auf einer Brücke den Salef überschritt, Herzog Friedrich voran, dann das Gepäck, zuletzt wie gewöhnlich der Kaiser. Diesem sei der Zug zu langsam vorgeschritten; müde des Harrens, sei er mit dem Pferde in den Fluß geritten, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Da ergriffen ihn die Wellen, rissen ihn fort, und als man den Greis endlich ans Land brachte, war er bereits entseelt. Welcher dieser beiden Berichte nun wahr sei, fest steht, daß am 10. Juni 1190 Kaiser Friedrich der Rothbart durch einen raschen Tod in den Wellen des Salef hinweggenommen ward.

Wer beschreibt die Verflörung, welche bei der Unglücksbotschaft in dem Heere der Kreuzfahrer ausbrach. Herzog Friedrich übernahm fortan

die Führung, aber auch er erlag ein halbes Jahr später vor der Feste Affon der Krankheit. Die kaiserliche Leiche mochte oder konnte man in der Sommerhitze nicht weiterführen; es geschah wie in dem Unglücksjahre 1167; man nahm Eingeweide und Hirn heraus, schied durch Kochen das Fleisch von den Gebeinen, und setzte jene leichtverweslichen Reste bei in der nächsten christlichen Stadt, die man erreichte, in Antiochia; die Gebeine aber in Tyrus. Das deutsche Volk aber glaubte nicht, daß der Held gestorben sei, welcher fast 40 Jahre lang ruhmvoll die Krone getragen; es erging ihm wie andern Helden, wie Karl dem Großen; Friedrich ward, so erzählt die Sage, entrückt in den Kyffhäuserberg, auf dessen Haupt und Abhang noch jetzt die Trümmer zweier Kaiserburgen an die alte Zeit mahnen. Dort im Berge sitzt er am Steintisch, um welchen sein feuriger Bart im Ring herumwächst und harrt auf die wiedererstandene Herrlichkeit des Reiches. Eine schöne sinnvolle Sage. Aber gottlob, der alte Kaiser darf sich jetzt zur Ruhe legen; das deutsche Reich ist wiedererstanden, mächtiger, einiger und freier, als es Friedrich der Rothbart geschaut.

Von dem täglichen Leben und Wesen Kaiser Friedrichs ist uns nicht viel überliefert. Wir wissen, daß er an den Geschichtsbüchern, welche die Begebenheiten seiner Zeit darstellten, Freude hatte. Zu einer Pflanzstätte der Dichtkunst, wie man wohl gemeint hat, war Friedrichs stets wandernder, oft jahrelang durch Krieg oder Staatsgeschäfte in Italien und Burgund festgehaltener Hof nicht gerade geeignet; doch fällt in sein Zeitalter der Beginn des höfischen Minnegesangs, welcher damals von den Franzosen herüberkam. Des Kaisers Macht und Größe ist noch zur Stunde ersichtlich aus den spärlichen Trümmern jener stolzen Pfalzen, die er zu Gelnhausen, Hagenau, Kaiserslautern, Kaiserswerth und an andern Orten erbauen ließ. Jener bezeichnenden Züge, wie wir sie so zahlreich aus Karls des Großen Leben überliefert erhalten haben, besitzen wir nur wenige; etliche aus dem letzten Kreuzzuge sind früher mitgetheilt, zwei andere mögen noch hier ihre Stelle finden. Einst bewarben sich zwei Herren, von denen der eine reich, einschmeichelnd und bözartig, der andere arm, blöde und ehrlich war, um eine Abtei. Es geschah, daß Friedrich von dem ersten durch ein großes Geschenk gewonnen, nachmals durch getreue Freunde belehrt wurde, daß er einem Unwürdigen das Amt verheißen habe. Dieser Fehl mußte gebessert werden. Als demnach der Kaiser in dem Wahlkapitel saß, begehrte er von dem reichen und schlechten Manne, der schon die Abtwürde als sein eigen betrachtete, eine Nadel. Der Mönch wurde verlegen, denn

er konnte nicht finden, was doch die Regel gebot und sein blöder Mitbewerber alsbald auf Verlangen überreichte. Da sprach Friedrich: „Ihr seid ein Mönch, der auf Ordnung hält und verdient die Abtei. Euren Mitbewerber halte ich derselben für unwürdig; denn wenn er die kleinste Sache, die ein Mönch nach seiner Regel haben soll, verabsäumt, wie wird er nicht in großen Dingen fahrlässig sein?“

Eines Tages ritt Kaiser Friedrich, von seinen Getreuen umgeben, durch die Stadt Thiengen im Bisthum Constanz. Die Einwohner empfingen mit großen Ehren das Haupt des Reiches, nur ein Freiherr von Krenkingen blieb vor seiner Hausthüre sitzen und lüpfte nur zum Gruße den Hut, wie vor jedem achtbaren Fremdling. Der Kaiser hielt an und sprach zu dem Krenkingen: „Wer seid Ihr, daß bei Euch kaiserliche Majestät ihre Achtung nicht findet, und warum steht Ihr nicht auf, wie doch sonst Dienstmannen zu thun schuldig sind?“ Der Ritter antwortete ruhig: „Mein Name ist Krenkingen; mein Geschlecht ist alt; an Gütern, Leib und Habe bin ich so frei, daß ich weder vom Kaiser, noch von einem andern Herrn etwas zu Lehen trage. Als Oberhaupt des deutschen Volkes seid Ihr Herr meines Willens, so lang Ihr kaiserlich Regiment übt; für meiner Güter Herren erkenne ich Euch nicht an.“ Anstatt erbittert zu werden, sprach Friedrich: „Ihr seid ein werther schätzbarer Mann, der die rechten Gedanken hat von der Freiheit und den Pflichten eines freien Mannes. Auf daß Ihr aber dem Reich größere Dienste leisten möget, so empfanget, wenn Ihr wollt, ein Lehen und das Recht, Münzen mit des Kaisers Bildniß zu schlagen. Denn Jedermann soll wissen, daß ich Euren adeligen Sinn in Ehren halten und nimmer kränken will.“

Wenige unter den deutschen Kaisern sind der Nachwelt in einem solchen Glanze der Macht und Herrlichkeit erschienen, wie Friedrich der Rothbart; die Zeitgenossen sahen in ihm das Musterbild aller höchsten Strebungen zur Verherrlichung deutscher Ehre. Leider verstand man darunter die Aufrechthaltung der römischen Kaiserwürde mit den daraus hergeleiteten Ansprüchen; und doch sollte an der Unerreichbarkeit dieses Zieles die Kraft nicht bloß des Hohenstaufenhauses, sondern auch die Macht des deutschen Reiches zerscheitern. In dieser Hinsicht ist die Thätigkeit Heinrichs des Löwen, des gewaltigen Nebenbuhlers von Friedrich Rothbart, fruchtbringender für die Nachwelt gewesen; anstatt jenseits der Alpen unfruchtbare Lorbeeren zu suchen, dehnte er das Gebiet des Christenthums und deutscher Sitte weit nach Osten hin aus und ward

damit ein Bahnbrecher deutschen Wesens auf gesunderem und dauerhafterem Grunde, als dieses den Hohenstaufen vergönnt war. Dennoch aber wollen wir Friedrich den Rothbart, welcher den Ruhm deutscher Kraft und Macht über alle Nachbarländer verbreitete und noch Jahrhunderte lang in der Heldensage seines Volkes fortlebte, in hohen Ehren halten.

Die Alpenveilden.

Von

Clara Ernst.

Als ich noch ein kleines Mädchen war, reisten die Eltern mit mir in eine große Stadt, wo wir den Onkel Heinrich besuchten.

Onkel Heinrich hatte so freundliche Augen, eine so herzzgewinnende Sprache, daß ihm alle Menschen gut sein mußten; ich liebte ihn sehr, er nannte mich seinen Liebling, und es fiel mir gar nicht ein, daß er auch böse auf mich werden könne, weil er immer so sanft und nachsichtig war.

Er war ein großer Blumenfreund, und da in der großen Stadt die Gärten selten sind und er keinen besaß, so zog er in seinen Stuben den schönsten Blumenflor und schmückte seine Fenster damit. Blumen sind aber oft dankbarer und gehorsamer als eigenwillige Menschenkinder, sie vergelten die treue Pflege und Sorgfalt, die ihnen gewidmet wird, durch Knospen und Blüten, sie legen gern ihre Ranken um den Stab, den der Gärtner ihnen als Stütze bietet, während Kinder sehr oft nicht den Weg gehen wollen, den die Eltern ihnen zeigen.

So dankten auch Onkel Heinrichs Blumenkinder ihm für alle Mühe, die er sich mit ihnen gab, durch ihr herrliches Gedeihen; zarte Rosenknospen erschlossen sich hier im Zimmer, während draußen noch Alles winterlich war, Hyazinthen standen da in Reih' und Glied mit den farbigen Glöcklein und verbreiteten süße Wohlgerüche, es wölbten Palmen ihr schirmendes Dach und rollten die zierlichen Fächerblätter auseinander. Ich konnte mich nicht satt sehen an diesem Blumen- und Blättergarten, nur ein Topf, der mitten unter ihnen stand, kam mir recht häßlich vor. Es war schwarze steinige Erde darin, aus der braune Knollen hier und da hervorragten. Wer hatte nur die vertrockneten Dinger unter all' die schönen Blumen gesetzt?